


BIBLIOTHECAE
ELECTORALIS
MONACENSIS.
Ch. Wink. del.
Söckler sc. 1779.

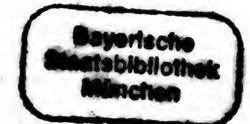
Anthropologische Abhandlungen

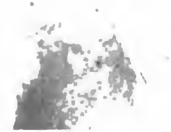
von

Karl Ludwig Pörschke,

Professor in Königsberg.

Königsberg 1801.
bei Goebbels und Unzer.







Vorrede.

Wir müssen von einem Zeitalter nicht schlecht denken, wenn in selbigem die Untersuchungen über den Menschen für die trivialsten Arbeiten gehalten werden. Wohl uns! wenn der Mensch nichts Anderes als den Menschen und seine Thätigkeiten; wenn er blos sich selbst erblicket, und alles beseelet. Nicht blos die Wissenschaften, nein, auch die Disciplinen, (über die Bestimmung der Künste möchte wohl schon

entschieden seyn,) wenn sie auf den Rang der edelsten Geistesbeschäftigungen Anspruch machen, sind nur Arten der Physiologie des Menschen, und sind Methoden seiner Ausbildung. Sogar die mancherley Gattungen der Geschichte enthalten nur entweder die unmittelbaren Wahrnehmungen, oder die Sagen von den Menschen und den für ihn gehörenden Dingen. Wo der Mensch nicht ist, wo für Wahrheit und für seine Veredelung nichts geschiehet, da ist alle Erkenntniß seicht, todt, überflüssig und zweckwidrig; wo aber allein der Mensch ist, wo alles für Wahrheit und für seine Veredelung geschiehet, da ist die Erkenntniß gründlich, lebendig, unentbehrlich und zweckmäßig.

Obgleich auf dem Gebiete der Menschenforschung, denn daselbst ist nur wenigen Gei-

stern Herrschermacht verliehen worden, selten noch ein Schriftsteller zum Aernten berufen wird, so vergönne man doch jedem Freunde der Menschenkunde, einzelne Aehren zu sammeln und für sich und seine Mitmenschen zu benutzen. Schiene auch ein Autor von den Menschen nichts Neues gesaget, sondern sie blos von seinem eigenen Standpunkte gezeiget zu haben: so wird ein billiger Mann sich noch nicht dermaßen von Kenntnissen und Ehre gesättiget glauben, daß er es durchaus verschmähete, seine Dogmen mit fremden Meinungen zu vergleichen. Auch die vortrefflichste Schrift kommt nicht allen Bücherlesern in die Hände; es darf daher auch wohl ein anderes Buch, wenn es nur irgend des Lesens werth ist, hoffen, es werde Einige finden, die sich mit ihm unterhalten wollen.

Der Verfasser hat in diesen Abhandlungen, worin er vorzüglich allgemeine Regeln für die Menschenkunde auseinander setzet, seine Leser, soviel er vermochte, zur Aufmerksamkeit auf sie selbst und auf die Menschen umher gewöhnen wollen; er hat, ohne auf besondere Entdeckungen Anspruch zu machen, einige ihm wichtig scheinende Wahrheiten immer mehr auszubreiten gewünschet.

Königsberg den 3. August 1800.

Inhalt.

Anthropologische

Abhandlungen.

Der Mensch entwickelt sich nicht blos durch sich, sondern auch durch die Menschengesellschaft.

Der eigentliche Mensch entstehet nicht einzeln, sondern in der Gesellschaft der Dinge und Menschen um ihn her, durch seine freye Thätigkeit. Die körperliche Gestalt allein macht noch nicht den Menschen aus; sie ist ein Produkt der Natur, welche den Erdschwamm, die Thiere und die Sonnensysteme bildet: der Mensch wird nicht durch blinde mechanische Kräfte, sondern durch die Kunst hervorgebracht. Nur dasjenige Thier, welches durch eigene, verstandene Kraft, die innern und äußern Anlagen in sich, durch seine Erfindungen ins Unendliche ausbilden kann, selbiges mag seine Fähigkeiten, mit deutlichem Voraussehen des Zweckes, zum Verderben der Mitgeschöpfe, und auch zu ihrem Nutzen, privatgültig oder allgemeingültig anwenden, wird ein Mensch ge-

nannt. Der Mensch, welcher immer einzeln gelebet hätte, würde, an Vermögen sich erhalten zu können, tief unter vielen andern Thieren stehen; er würde leicht ein Raub der Natur und seiner belebten Mitgeschöpfe werden; er könnte nur einen kleinen Theil der Erde bewohnen, und es wäre seine Art vielleicht schon lange aus der Welt verschwunden. Da er aber von der Natur unwiderstehlich in die Gesellschaft der Wesen seiner Art gezogen wird, so muß die ganze Schöpfung ihm zu seiner Erhaltung dienen: kein Wesen kann so sehr sein Daseyn sichern wie der Mensch, immer mehr wird er Gebieter der Elemente und Thiere; er bewohnet die Erde von einem Pole bis zum andern, und sichert mitten in der mordenden Natur sein Leben und Eigenthum. Wenn er seine entwickelten Kräfte nicht gegen sich selbst und gegen seine Mitmenschen wendete; wenn nicht ungeheure Menschenmassen, die Völker, zu ihrer physischen und sittlichen Vertilgung, zum Kriegführen, sich erhöben: so würde er sich bald in dem Maße ausbreiten, daß nur noch diejenigen Thiere, welchen er entweder aus Gnade oder aus Eigennutz, wenn sie irgend zu seinen Absichten brauchbar schienen, das Daseyn verstattet,

neben ihm leben könnten. Die Erdstriche, wo er seine Thronen noch nicht errichtet hat, heißen bey ihm Wüsten; ihre zahllosen, die üppigste Lebensfülle genießenden, Bewohner achtet er kaum höher als die todte Schöpfung. Schritte er, so wie er sollte, in seiner Ausbildung fort; entzöge er sich immer mehr der Despotie der Natur, welche die, selbst in den Ländern der Künste, noch immer halb rohen Menschen oft zu Tausenden, wie die Insektenschwärme, durch Erdbeben, Fluthen, Seuchen rc. vertilget: er würde sich bald in die wildesten Wüsten ausdehnen; Sümpfe und Seen von ihm ausgetrocknet, trügen seine Wohnungen und ernährten ihn.

Wäre auch, für den tiefen Kenner der Natur, an dem Menschen nichts Außerordentliches und Bewunderungswürdiges; wäre die jetzige Gestalt des Menschengeschlechtes ein solches Produkt wie ein Bienenstock: so kann doch keine umfassendere, reichere und tiefere Untersuchung geführet werden, als die Untersuchung dessen, was der Mensch ist. Wer den Menschen erforschet, der muß mit ihm die ganze Natur erforschen. Für kein Geschöpf hat die Natur mehr als für den Menschen gethan; sie hat ihm unzählige äußere

und innere Güter gegeben; selbst durch das Entziehen (dem Scheine nach) ihm nützlicher Eigenschaften, weswegen andere Thiere von dem Unwissenden beneidet werden, ist die karge Natur die größte Wohlthäterin des Menschen gewesen, damit er die Kunst an die Stelle der rohen Kräfte setze, und er ein mächtiger Gebieter der Schöpfung werde. Alle Geschöpfe zusammen genommen haben von den Dingen der Natur unendlich weniger für sich angewendet als der Mensch; er hat sich alle Wesen, nicht blos für seine nothwendigen, sondern auch für seine eingebildeten und erkünstelten Bedürfnisse, dienstbar gemacht. Unendlich ist die Anzahl seiner Bedürfnisse, eben so wie die Anzahl der für die Befriedigung derselben brauchbaren Dinge. Seine Begierden, die Schwierigkeit denselben Genüge zu leisten, die Pein der Entbehrung angenehmer, sich immer weiter von ihm entfernender Genüsse, die Hauptsumme seines Weltelendes, ist nothwendig, um die, ihn zur Thierheit immer zurück ziehende, Trägheit zu überwältigen, und ihn zur Ausbildung aller seiner Fähigkeiten aufzuregen. Kein Geschöpf genießt so viel Wohl, und ist so viel Uebeln unterworfen, wie der Mensch. In Ab-

sicht der Verbindung mit Wesen seiner Art glei- chet keine Thierart dem Menschen; er ist nicht blos fähig, sich mit seiner Familie, seinem Volke, sondern auch mit dem ganzen Menschengeschlechte, zu verbinden; er hat in sich in den mächtigsten Trieb, in Gesellschaft zu treten, und er hat auch die Fähigkeit, so bald er nur will, zur Geselligkeit; er kann die Zwecke seiner Mitgenossen befördern helfen, indem er auch seine Absichten dadurch er- reichet.

Wir reden hier von keinem andern Men- schen als nur von demjenigen, der in Gesellschaft lebet, und nur dieser ist der eigentliche Mensch. Ein Menschenthier, das immer einzeln gelebet hätte, beobachtete man wohl selten; wenn von selbigem irgend wo viel gesprochen wurde, so ist es nur daher geschehen, weil ein solches Geschöpf vor die Augen eines Beobachters selten gekommen war, welcher an einem ungewöhnlichen und doch so sehr uns ähnlichen Thiere alles merkwürdig fand, besonders dasjenige, was in seinen Hand- lungen von den unsrigen abweicht. Wie wenig Charakteristisches hatten die Handlungen eines sol- chen wirklich wilden Menschen; er handelte eben nicht geschickter, auch nicht merkwürdiger, als

andere Thiere. Wir würden also durch die Betrachtung eines Menschen, welcher immer einzeln gelebet hat, unsre Zoologie wenig bereichern; und wollten wir ihn wie ein andres wildes Thier einfangen, um ihn mit Bequemlichkeit recht in der Nähe zu beobachten, so würde er uns gleichsam unter den Händen entwischen; er würde gar zu bald, durch unsre Gegenwart und durch die mit ihm angestelleten Versuche, ausgebildet und in die Reihe der gewöhnlichen Menschen um uns versetzet werden; wir könnten seine wilde, ganz rohe Natur nicht fest halten; er artete in unsers Gleichen aus. Der wilde eingefangene Hund lernet leicht, wenn er unter zahme Hunde versetzet und gezähmet worden ist, das Bellen; er gewöhnet sich bald an die Gesellschaft der Menschen, und lernet ihren Willen thun; doch weichet sein Verhalten in der äußersten Kultur unendlich weniger von seinem Leben in der Wildniß, als das Leben des wilden Menschen von der Handlungsweise des sich immer weiter ausbildenden Menschen, ab. Wenn Büffon seine Löwen und Affen in ihren Stuben und Käfigen, oder an ihren Ketten, beobachtet, so wird er, nach jahrelangem Belauschen, noch vieles von ihrer nicht aus-

zurottenden Waldnatur erkennen. Der Löwe in der Grube ist freylich nicht mehr das Schrecken der Wüste, wo er eigentlich studiret werden muß: auch der Affe zeiget sich in der Sklaverey nicht immer als den lüsternen Dieb, nicht als den in Gesellschaft mit seines Gleichen schlauen Plünderer der Vorrathshäuser voll Zuckerrohrs: der geübte Naturforscher aber verstehet die Kunst, die vom eingefangenen Thiere erzwungenen Handlungen in die natürlichen zu übersetzen. Kaum mag es eine Zeit gegeben haben, da wilde Menschen neben einander lebten, die der Geschlechtstrieb zwar periodisch zusammenjagte, die aber nach der Befriedigung desselben, wie Wölfe oder Hasen aus einander liefen, und wieder einzeln für die Erhaltung ihres Lebens sorgten. Die ganze Einrichtung des Menschen ist dazu gemacht, daß er bey den Menschen bleiben muß. Der Instinkt fesselt die Mutter an ihr Kind, das länger als irgend ein anderes Thier des mütterlichen Beystandes bedarf; der nie aufhörende Geschlechtstrieb der Menschen, der nicht, wie bey den meisten uns bekannten Thieren, nur periodisch wiederkehret, der sogar in den schwangern Weibern nicht allgemein erlischt; selbst die dem Manne

natürliche Trägheit, bey seinen unerschöpflichen Begierden, der die Befriedigung seines Gelüstens, so lange er sie in der Nähe finden kann, ungern anderwärts suchet; das Wahrnehmen der wechselseitigen Hülfe, welche er von keinem Wesen so gut wie von Menschen erlangen konnte; und vor allen Dingen das im Menschen sich entwickelnde Bezeichnungsvermögen, wodurch die Mittheilung der Empfindungen und Gedanken entstehen, und die geselligen Leidenschaften erwachen mußten, ließen ihn nicht lange einzeln umher schweifen, und also nicht ferner, obgleich wir ein wildes Volk von unsrer jetzigen Höhe unermeßlich tief unter uns sehen wollen, zu keiner verächtlichen Thierart gehören.

Unser Mensch lebet in der Gesellschaft, wo er, um ein vernünftiges Wesen zu werden, allgemeingültig erkennen und handeln lernt. Wäre diese Art der Ausbildung blos unserm guten Willen überlassen gewesen, wir würden immer Thiere geblieben seyn. Den Gedanken von freywilliger Pflichterfüllung und von Menschenwürde, kann der rohe Mensch nicht einmahl denken, geschweige auf sich wirken lassen. Durch unsre ganze Sinnlichkeit wird unsre Kultivirung unterstützet;

wir nehmen bald wahr, daß wir durch allgemeingültiges Handeln auch das menschliche Wohlergehen befördern, und daß derjenige, der in seinem Erkennen und Handeln mit Andern nicht übereinstimmet, sich auch nicht wohl befinden kann. Das Menschengeschlecht wird nicht durch Ideen, sondern durch sein Begehren geleitet.

Was der gesellige Mensch thut, das thut er für sich und zugleich für Andere.

Ohne diese Regel wäre keine Gesellschaft möglich; der Egoismus, der so ausschließend das ganze menschliche Herz beherrschen sollte, behauptet in uns nur die halbe Herrschaft: geböte er allein und uneingeschränkt unsern Handlungen, er müßte, da seine Wirksamkeit in allen Menschenherzen gleich ist, durch die unendlich überwiegende Macht der selbstsüchtigen Menge, jedem Einzelnen verderblich werden. Wir leben nicht blos durch uns, sondern auch durch Andere; wir vermögen unsre Zwecke nicht allein durch uns zu erreichen, wir müssen Andere zu Hülfe rufen: diese wollen aber nicht umsonst für uns thätig seyn, wir müssen sie erkaufen, und von unsern

Gütern viele aufopfern, um dafür die vielen fehlenden uns zu verschaffen. Die ganze Gesellschaft muß den Einzelnen erhalten, und dieser erhält die ganze Gesellschaft wieder. Immerhin sey der Egoismus ein Grundtrieb in der Menschennatur, und sey die Quelle aller menschlichen Handlungen; es bleibe also wahr, daß wir ihn weder ausrotten sollen, noch können: so müssen wir davon doch viel nachlassen, damit er nicht zu unserm eigenen Untergange gereiche. Um Egoisten bleiben zu können, müssen wir zu Zeiten aufhören es zu seyn. Eine äußere, aus lauter Egoisten bestehende, Menschengesellschaft ist allerdings nicht unmöglich; sie können gar wohl zusammen leben, wenn sie sich nur das, was ihnen gehört, zueignen, und auch das ihnen theuerste und unentbehrlichste Eigenthum, sobald es auf Andere übergehet, aufgeben. Da uns alle Handlungen der Nebenmenschen treffen, und unser Wohl und Weh dadurch befördert wird, so müssen wir gegen nichts, was vom Menschen geschiehet, gleichgültig seyn. Auch der halb aufmerksame Beobachter der Natur siehet schon, wie alle Erscheinungen auf ihn Einfluß haben. Die Natur denket bey allen ihren Arbeiten an keinen Men-

schen, auch der Mensch denket selten daran, welchen Einfluß seine Thätigkeit auf die Natur überhaupt, und besonders auf seine Nebenmenschen haben werde: und obgleich er daran dächte, so kann er doch die Folgen seines Handelns nie mit Sicherheit vorher bestimmen, ob dieselben, denn die Erfahrung gewähret keine Gewißheit, Nutzen oder Schaden, für ihn oder für Andere, hervorbringen möchten. Soviel wissen wir freylich, daß alle unsre Handlungen auf irgend einer Stelle Vortheil, und auf der andern Nachtheil verschaffen; doch die Stellen selbst vermag niemand anzugeben. Schon ein halb gebildeter Mensch erkennt den Einfluß, den der Geschmack, wie die Geschmacklosigkeit, in Sitten, Kleidern und Geräthen auf die Menschen hat: er ist dennoch nicht vermögend, in irgend einem einzigen Falle, die gegen einander streitenden Kräfte der Dinge abzuwägen, noch dieselben, da wo er es bedarf, ganz zu seinem Nutzen zu verwenden. Der undenkende Stutzer weis es nicht, wenn er sich ausschmücket, daß er dadurch Andere ernähret, und auch sie wohl gar ausschmücket; der Wollüstling meinet, er schwelge allein für sich, da er doch auch für fremdes Wohlbefinden schwelget.

Wer für Andere nichts thut, für den thun auch Andere nichts.

Wer nicht für seinen Nächsten lebet, der lebet auch nicht für sich. Das fürstliche Kind, welches für sich nichts thut, und oft in grauen Haaren schon, nur durch Andere in Bewegung gesetzet wird, setzet doch durch einen Wink tausend Arme in Bewegung, weil sie durch selbiges bezahlet werden. Sogar die andächtigen Grimassen des Hofgesindes werden nur für baares Geld, oder doch wenigstens für Assignate, gemacht. Der reiche und der arme Müssiggänger, Hofleute und Mönche, müssen einen Vorrath von Waaren sich angeschafft haben, um die Waaren ihres Mitbürgers an sich bringen zu können. Der Mensch stellet seine Güter, oft unter sehr sonderbaren Gestalten, auf dem Markte aus, und es finden sich immer, zu allen angebotenen Sachen, Käufer: der Eine bietet freundliche Worte, eine Elle Band, einen Zunahmen, ein Spielzeug; der Andere bietet schreckhafte Erzählungen, die Aussichten in liebliche Fernen in einem Guckkasten, Träume bey offenen Augen, Amulete gegen Schlangenbisse, und wohl gar die nacktesten Lü-

gen, als baare Münze an, und findet irgend wen, der sich seine Güter mit Wind bezahlen läßt. Es ist buchstäblich wahr, daß demjenigen, der nichts hat, auch nichts gegeben wird. Der eine gesellige Mensch erhält den andern geselligen Menschen, eben so, wie ein Glied des menschlichen Körpers die andern Glieder erhält: wollte ein Glied ganz unthätig seyn, oder ginge es gar verloren, so müßten alle Theile verlieren. Freylich kostet es oft Mühe für selbige den möglichen Verlust zu entdecken, so leicht als auch ein jeder einsiehet, daß durch den Verlust eines Fingers, durch das Zerreißen einer Sehne, das ganze System des Körpers zerrüttet, oder doch unvollständig gemacht wird. Wollten wir blos den Nutzen berechnen, welchen ein Glied dem ganzen Körper bringt, so würden wir uns leicht versuchen lassen, die Erhaltung unsrer Gliedmaßen einmahl zu vernachläßigen. Nicht jeder bedarf einer Nase, um eine Brille hinauf zu setzen, noch seiner Hände, um dem Jucken zu wehren; er könnte bey der Nase wohl gar von einem muthwilligen Feinde gezwicket, und bey der Hand in einen Abgrund gerissen werden. Jener Seesoldat, in dem Augenblicke da eine Kanonenkugel sein höl-

zernes Bein ihm wegnahm, freute sich sehr, nur einen Fuß gehabt zu haben. Jener wünschte in der Seelenangst gar sein Leben weg, damit er schon der Mühe und Angst des Sterbens überhoben seyn möchte. Gesetzt, wir fänden auch keinen Nutzen von einem Theile unsers Körpers, so müßten wir als ästhetische und moralische Wesen, die alles, und also auch den Körper, nach Idealen, nach Mustern der Vollkommenheit, worin nichts zu viel aber auch nichts zu wenig seyn muß, bestimmen, ihn doch ausbilden und erhalten. Die Menschengesellschaft kann wie ein menschlicher Körper betrachtet werden; dieser Mensch oder dieses Volk ist, im Geiste Epiktets angesehn, die Hand oder der Fuß, die sich wechselseitig, oder den andern Gliedern, beystehen müssen. Wenn wir den verschiedenen Völkern die Namen der Gliedmaßen beylegen, so müssen wir wohl erwägen, ob wir das Menschengeschlecht in physischer, juridischer, politischer, moralischer, ästhetischer rc. Absicht betrachten. Ein Volk kann in politischer Absicht der Arm, und in juridischer die Ferse seyn, ein anderes Volk ist für die Oekonomen der Magen, und für die Moralisten durchaus kein Theil eines gesunden Leibes, son-

dern eine giftige Beule, welche dem ganzen mo-
ralischen Körper Verwesung drohet, und zum Wohl
des Ganzen, so eilig als möglich, abgelöset wer-
den soll. Man würde sich grob betrügen, wenn
man dieses Ideal einer Menschengesellschaft auch
in der wirklichen Welt für realisirt glaubte. Woll-
ten wir hier das Menschengeschlecht als einen
einzelnen Menschen schauen, wir würden ein Un-
geheuer erblicken, wie es nur die wildeste Fieber-
hitze erzeugen könnte. Das Ungeheuer hätte eine
Menge Köpfe der faulsten und räuberischsten
Thiere, und Rachen die gegen einander wüthen;
es würde eine Menge unersättlicher Magen, und
vielleicht gar kein Herz, auch wohl eben so wenig
wie der Drache Füße haben, obgleich man in
einem Spiegel zu sehen meinet, daß dieses Un-
geheuer sich immer mehr der Gestalt eines schö-
nen Menschen ähnlich macht. Wer aber sollte
wohl der Menschenwelt die zweckmäßigste Gestalt
geben; das Schicksal, oder die Wissenschaft? Von
den Werken des Schicksals können wir nur dann
erst etwas wissen, wenn sie schon fertig gewor-
den sind; unser eingetroffenes Voraussagen ihrer
Gestalt, war entweder ein glückliches Errathen,
oder eine Nachbildung der Produkte ähnlicher Be-

gebenheiten, und ein fester, richtiger Blick auf den regelmäßigen Gang der Erfahrung. Wenn wir bey dem Sehen in die Zukunft, nach der umwölkten Bahn des Schicksals, wenigstens von unsrer Vergangenheit etwas lernen: so dürfen wir uns das Entwerfen gedichteter Begebenheiten einer Afterwelt nicht verbieten; bleiben wir nur der Warnung eingedenk, unsre Bilder nicht für wirkliche Dinge anzusehen. Doch was helfen uns alle unsre Wallfahrten auf die Spitze des Berges Nebo, um das Land der Verheißung zu erspähen, wo, obgleich kein moralisches, doch ein sich moralisirendes Menschenvolk wohnen wird: wir müssen in unser von Gebirgen umschlossenes Thal zurück schleichen, wo wir ein Thiergeschlecht finden, das sich von allen stärkern, auch fast immer nur von den für übermächtig gehaltenen, Wesen zum Sklaven machen läßt, und das alle schwächere, oder feigere Wesen wieder tyrannisirt. Läßt sich das Schicksal auf seinem ewig düstern Wege nicht ausspüren; können die Rathschlüsse der Allwissenheit von keinem endlichen Verstande begriffen werden, und sind wir in der Welt nicht da, blos um zuzusehen, sondern um mitzuhandeln: so müssen wir lieber fragen, ob

der

der Mensch zu der Veredelung seines Geschlechtes etwas beyzutragen vermag, und ob dieses von der Wissenschaft und von ihrer executiven Macht, den Künsten, geschehen werde. Doch diese Untersuchung, was durch die Ausbildung einzelner Menschen, denn Wissenschaft und Künste gehören nie einem ganzen Volke, sondern nur einigen in demselben an, für das Menschenall geschehen werde, kann nur dort erst angestellet werden, wo wir ausgemacht haben, was für selbiges schon geschehen sey: doch zu dieser Untersuchung sind wir jetzt noch nicht berufen. Wir betrachten hier im Allgemeinen, daß die Menschen, wenn sie auf den stolzen Titel „Herrn der Dinge“ Anspruch machen, nur durch wechselseitigen Beystand Menschen werden können. Wollen wir menschliches Vergnügen kosten, so müssen wir unsern Mitmenschen das ihrige befördern, damit auch sie für uns thätig werden. Wenn wir die Menschen nicht lieben, so hassen wir sie, und genießen nie ein echtes Vergnügen unter ihnen; wollen wir sie lieben, so müssen wir ihnen Gutes gethan haben; wenigstens ein Theil von ihnen muß unser Werk seyn. Die Menschenliebe ich noch nicht schlechthin ein Gutes, sie ist aber ein vortreffliches Be-

förderungsmittel der Gerechtigkeit und der Verläugnung für Andere: unsrer eigenen Moralität wegen müssen wir die Heiterkeit unsrer Seele in der Menschengesellschaft befördern, dadurch, daß wir auch für diese leben.

Der Mensch bleibet nur in der Gesellschaft Mensch.

Wer nur für sich lebet, ist außer der Gesellschaft; er muß durch sich allein die Befriedigung der Bedürfnisse des Leibes und der Seele erringen. Je mehr die Menschen sich an einander drängen, und auf einander wirken, desto mehr haben sie producirt, und in gleichem Maße nehmen ihre Bedürfnisse zu; diese gehen nicht den Mitteln zu ihrer Befriedigung vorher, sondern werden erst durch die Lebensgüter erzeuget. Hätten wir keine Welt voll Reichthümer, so hätten wir auch keine Welt voll Mangels und Entbehrungen; wir hätten keine Welt voll thätiger Menschen, die erst alles genießen, alles verzehren, und die nachher, damit sie nicht darben, alle Kräfte, um gegen Noth sich zu vertheidigen, auf-

bieten müssen. Wo die meisten Arten von Genüssen sind, da hat der Mensch sich, wenigstens äußerlich, am meisten kultivirt; wo der Mensch alle Genüsse aufgeben wollte, da bräche die Barbarey hinein. Das Entbehren ist nur bedingt gut, nur dann, wenn wir dadurch freyere Menschen werden; es ist böse, wenn wir dadurch Sklaven der Trägheit werden. Die Entbehrungen der Dinge, welche uns entnervten, sind Schutzmauern gegen die rastlos auf uns eindringende Tyranney, und heilen uns von dem trostlosen Mißvergnügen über die ganze Welt, und endlich gar über uns selbst, das um desto größer ist, je größer das verlorne Vergnügen bey dem Genusse war. Jedes Bedürfniß, welchem wir nicht sogleich als wir wollen entsagen können, wird ein Despot, dessen Herrschaft, so lange weder Natur noch Menschen sich ihm widersetzen, und er uns täuschet und einschläfert, milde und lieblich seyn kann, der aber, bey den sich ihm widersetzenden Hindernissen, wild und peinigend wird. Da ein solcher Tyrann dennoch nicht allmächtig ist, da wir noch immer so viel Freyheit haben, uns gegen sein Joch zu sträuben, er alle unsre Kräfte in Thätigkeit setzet, und er die Menschen

nöthiget, sich ganz zu entwickeln: so ist er ein Wohlthäter für das von Natur so unthätige Geschöpf, dessen thierische, tief eingewurzelte Trägheit ein Haupthinderniß seiner Kultur ist. Dem Menschen muß Noth gemacht werden, damit er ein vernünftiges Wesen werde und bleibe; das Entbehren und die daraus entstehende Apathie macht leicht träge, und trennet uns von unsern Mitmenschen. Immerhin entbehre der Mensch die physischen Genüsse, wenn sie ihn an Leib und Seele weichlich machen; aber auch nur unter dieser Bedingung entsage er eben so ernstlich den geistigen Genüssen, welche sonst zu unsern dringendsten Bedürfnissen gehören, und die süßesten und edelsten Ueberredungen, die Thierheit abzulegen, bleiben, um mit allen Menschen den gemeinschaftlichen Zweck zu verfolgen. Das Leben eines Mönches und Einsiedlers, wenn er die geselligen Bande wirklich zerreißt, ist wider die Vernunftgesetze: wollte man selbiges allgemein eingeführet denken, so wären die Mittel zur moralischen Erziehung des Menschen dahin, und wir würden uns bald einzeln unter den Bäumen, zum Suchen unsrer Nahrung, zerstreuen. Völlige Einsiedler müßten bald ganz thierisch werden,

und sich endlich weder Gutes noch Böses thun; sie könnten auch Andern nur Nutzen oder Schaden zufügen, nicht aber moralisch und unmoralisch gegen sie handeln. Sie werden zuletzt blos Thiere, und können wie diese, selbst unter dem Drucke des martervollsten Elendes, sich weder durch die Aussicht in die Zukunft trösten, noch, durch die Schrecken derselben überwältiget, Selbstmörder werden. Man erzählet zwar von Thieren, welchen die Gefangenschaft so unleidlich geworden war, daß sie selbst sich mordeten: doch nach genauer Untersuchung siehet jeder, daß ein Thier, obgleich selbiges sich todt hungerte, oder auch sich den Hals brach, keine Vorstellung vom Tode, zu dessen Erkenntniß eine sehr zusammengesetzte Erfahrung gehört, besitzen konnte. Das Thier fliehet vor seinem Verfolger aus blinder Furcht, oder um einem Schmerze zu entgehen; eben so entziehet sich ein Mensch, wenn er so glücklich ist, noch ein Zögling der Natur zu seyn, der überraschenden Gefahr, aufgeschreckt durch den Instinkt, ohne in dem Augenblicke an die schlimmen Folgen zu denken. Heftige Leidenschaften erzeugen sich nur in der Gesellschaft der Menschen um uns: der absolute Einsiedler kann das Leben nicht mehr

mit Heftigkeit lieben noch hassen; selbiges wird uns nur im Gedränge, in der Collision mit Menschen, ein großes Gut, und eine unerträgliche Last, das wir um jeden Preis erhalten, und bald wieder wie einen Fluch von uns abzuwerfen begehren. Wer an keinem Menschen hängt, der hängt auch nicht mehr an der Liebe des Lebens. Die Meinung von künftigen unerträglichen Mißhandlungen durch Menschen, von Verachtung, von den mit Geringschätzung begleiteten Schmerzen und Entbehrungen, kurz, die Achtung vor Menschen, erzeuget wenigstens die meisten Selbstmörder. Diese Aussichten sind dem völligen Thiere und Einsiedler unmöglich. Der mitten in der Gesellschaft willkürlich einsam Lebende, genießet mehr Freuden als der, welcher im Menschengewühle, im Strudel bürgerlicher Thätigkeit, kaum zu augenblicklicher Selbstbetrachtung gelanget; er zehret sich auch leichter auf, und die Leidenschaften und Affekten durchwühlen tiefer sein Innerstes. Wir müssen vielleicht mit der periodischen Abgeschiedenheit von Menschen haushälterischer, als mit dem Verkehre mit Menschen umgehn. Die Einsamkeit hat freylich die größten Männer, die vorzüglich in ihr zur größten Selbsterkennt-

niß, und zum Verstehen der Welt um sich, gelangen konnten und mit Seelenruhe erhabene Plane reifen ließen, entwickelt; hat aber auch, furchtbare, sogar sich selbst vernichtende Bösewichter erzogen. Der Freund der Einsamkeit muß die äußerste Sorgfalt anwenden, um nicht sich und Andern durch Hochmuth und Hypochondrie unerträglich zu werden. Es bietet eine traurige Ansicht dar, daß gewisse abscheuliche Laster, welche der Sittenlehrer, (damit er nicht durch das Bekanntmachen derselben den Unschuldigen vergifte,) nur bey dem schon damit Besudelten nennet, von Einsiedlern, in den stummen klösterlichen Schatten, zum Ersatze eines Umganges mit Menschen, erfunden und gepfleget worden sind.

Wir gehen mit Andern um und lieben sie, weil wir mit uns umgehen und uns lieben müssen.

Wer nie mit andern Menschen umgegangen ist, hat noch keinen Schritt zur Menschheit gethan; er hat noch nicht die Selbsterkenntniß angefangen, und ist sich noch ganz fremd; keine sei-

ner geistigen Kräfte ist gewecket worden, er weis noch nichts von der Behandlung seiner selbst, und wird blind von der Thierheit geleitet. Sogar das Gesetz der Selbstliebe, wodurch der Einzelne sowohl, als die Gesellschaft, erhalten wird, können wir nur erst im Gedränge zwischen den Menschen, deren unentbehrlichen Beystand zu unserm Wohlbefinden wir wahrgenommen haben, mit Deutlichkeit erkennen; vorher waren wir noch immer gleichgültig gegen Andere, und wohl gar mißtrauisch und feindselig gegen sie; wir waren eben so gleichgültig und übelgesinnet gegen uns, thaten für Andere aus freyem Entschlusse nie etwas Allgemeingültiges, und thun auch für uns nichts Gutes. Ein wirklicher Selbsthasser wird sich auch nie die größte Wohlthat, daß er sich moralisire, erweisen; es wäre schon viel, wenn er nur sein physisches Daseyn erhielte. Wäre er fremder Liebe bedürftig, so erlanget er sie nicht, denn sie wird nur von Andern für Liebe gegeben; wer wird von ihm sanfte Behandlung, Nachsicht und Milde erwarten, wenn er sich selbst hart behandelt, er sich nichts nachsiehet, und die Gemächlichkeit des Lebens, welcher er zur Veredlung seines Charakters bedarf, aus Eigensinn versaget. Die Feld-

herren, welche, wie der Länderstürmer Karl aus Schweden, ihr Leben gering achten, und sich alle Lebensgenüsse entziehen, machen ihre Gefechte ausgezeichnet hartnäckig und blutig, und auch ihre Soldaten fühllos gegen sich selbst. Wenn die Moralität auch in der innern Gerechtigkeit gegen uns selbst bestehet, so werden wir sie, ohne eine Fertigkeit in der Ausübung der äußern Gerechtigkeit gegen Andere erlangt zu haben, nie erreichen. So machen wir zwischen den Außendingen, mit den möglichen Entwickelungen unsrer Geisteskräfte den Anfang, und kehren endlich zu uns zurück; wir lernen uns, durch die Betrachtung Andrer, kennen. Der wissenschaftlichen Erkenntniß geht die Erfahrungserkenntniß voraus; wir können schon sehr reich an sinnlicher Erkenntniß der Dinge seyn, ehe wir nur die wahre Idee der Metaphysik des Seyns, oder der reinen Naturwissenschaft, fassen. Hier haben wir eigentlich uns selbst, unser Grundvermögen der Welterkenntniß; doch sehen wir alles Uebrige eher als uns.

Reine Selbstsucht oder bloßer Eigennutz, welcher nie etwas für andere Wesen, sondern alles für sich thun will, ist durchaus nicht die allgemeine Triebfeder der menschlichen Handlungen.

So wie kein Ding ohne die Gesellschaft andrer Dinge bestehen kann, so kann auch der Mensch, der wie alle andere Wesen den Naturgesetzen gehorchen soll, nicht ohne Mitmenschen bestehen, jedes Ding muß für seine Mitdinge wirksam seyn. Der absolute Egoismus würde den Grundgesetzen der Natur widerstreiten; er würde ein Wesen hervorbringen müssen, das die ganze Natur und sich selbst zerstöret. Die Natur und ihre Bundsgenossin und Gebieterin, die Kunst, können uns nur zu Menschen und nicht zu Göttern machen: die Natur allein giebt uns keine moralische Fehler, auch keine Vollkommenheiten; zu diesen gelangen wir nur auf dem Wege der falschen und der wahren Kunst. Von keinem Wesen hat der Mensch so viel Böses und Gutes unrichtig behauptet als vom Menschen; er hat sich gar unmögliche Fehler aufgebürdet: wäre er ein ganz selbstsüchtiges Wesen, so überträfe er an Zerstörungssucht den Saturn, der doch nur seine Kinder fraß. Nicht der Einzelne, sondern die menschliche Gesellschaft ist der M e n s c h; unser Zweck des Handelns ist der Mensch, wir und die Andern, die nur erst mit uns zusammen eine Masse ausmachen. Bis in unsre innerste Tiefe dringet

der Einfluß der Mitmenschen, durch diese werden die verborgensten, die von dem scharfblickendsten Naturkenner nicht geahndeten, Fähigkeiten gewecket, und die thatvollsten Affekten und Leidenschaften werden nur von Menschen erreget. In der Gesellschaft der Thiere, die doch dem Menschen am nächsten kommen, können viele Leidenschaften nicht entstehen: wir lieben und hassen die Thiere nicht so wie den Menschen; auch Ehrgeitz kann das Thier in uns nicht erregen. Sollten wir gegen selbiges und gar gegen leblose Wesen Liebe und Haß hegen, so müßten wir sie in Verbindung mit Menschen bringen, oder die Einbildungskraft müßte sie uns personificiren. Jemand liebet sein Haus, und seine andern Güter, nie so wie einen Menschen; sie sind ihm nur soviel lieb, als er sein Daseyn durch selbige lieb haben kann; er hasset das Haus Anderer oder etwas von ihren Gütern, weil sie seinem Zwecke zuwider zu seyn scheinen; er hasset in unpersönlichen Dingen ihre Besitzer.

Der Mensch muß uns immer das Liebste, auch das Verhaßteste bleiben, denn er ist das Vollkommenste, oft gar das einzige Mittel für und wider unsre tausendfachen Zwecke. Sehen

wir auf unsre Mitmenschen, so sehen wir immer auf uns; sie sind der Spiegel, worin wir uns am besten erkennen; sie sind auch die besten Werkzeuge, um uns zu behandeln; in ihnen haben wir nur uns; alle durch sie erregten Leidenschaften gehen nur auf uns. Man hat es oft wiederhohlet, die auf uns gehenden Affekten und Leidenschaften wären heftiger, als diejenigen, die auf Andere gehen: giebt es aber wohl eine Leidenschaft, welche nicht immer auf uns ginge? Von Zorn, Liebe, Geitz, Ehrsucht ꝛc. wollte jeder wohl gesehen haben, daß sie nur auf uns gingen; gehet nicht aber Schadenfreude und Mitleiden auch auf uns, obgleich etwas unmittelbarer; und sie können, wenn die Verbindung des Gegenstandes mit uns sehr genau ist, heftiger seyn als Zorn und Liebe.

Der Mensch kann nie ganz gegen sich, auch nie ganz gegen Andere handeln.

Der Mensch ist ein Theil der Natur, er kann nur durch die Natur, nur nach ihren Gesetzen, handeln. In der Natur ist keine absolute Zerstörung, sondern nur ein Wechsel der Formen: der Mensch mag handeln wie er will, so handelt er nach den Gesetzen der Erhaltung seiner selbst und Anderer. Gäben die Menschen auch eines ihrer Lebensgüter auf, wären sie gar Selbstmörder, so hätten sie nur eines ihrer Güter von seiner Stelle auf eine andre getragen; sie hätten nur den einen Besitz mit dem andern vertauschet: und hätten diese Menschen auch etwas verloren, so wäre für andere der Gewinn desto größer gewesen. Mucius Scävola meinte durch den Verlust seiner Hand die Freyheit seines Vaterlandes zu erkaufen; und da er sie erkaufet hatte, so schien ihm ein Glied des Körpers nur ein geringer Preis des unermeßlichen Gutes der Freyheit für sein ganzes römisches Volk, und des ihn unter die Unsterblichen setzenden Nachruhmes zu seyn; er meinte, mit der Hand eben so wenig verloren zu haben wie jener Holländer, der seine

von einem Löwen zerbissene Hand, da sie ehmahl ganz verloren war, und er durch das Behalten derselben ohne Rettung das Leben verlieren mußte, abhieb.

Die Zerstörung eines Dinges ist keine gänzliche Aufhebung desselben; es wirket auch nach seiner Zerstörung fort, und wird der Grund des Daseyns andrer Dinge, die Zerstörung ist nur eine Succession seiner Zustände. Auch die Verläugnung ist nur eine Veränderung der Formen unsrer Neigungen; der Verläugnende tauschet ein ihm theures Gut aus, damit er auf der andern Seite desto mehr gewinne. In allen Zeiten hat man den Philosophen nachrühmen wollen, sie verläugneten sich, sie entsagten den süßesten Lebensgenüssen, unterwürfen sich den schmerzlichsten Uebungen, und betäubten sich, sowohl gegen die Stimme der Freude als des Kummers. Der wahre Philosoph ist so wie die andern Menschen von der Natur entworfen worden; sie stattete ihn vielleicht nur mit einem größern Maße des Wahrheits- Weisheits- und Schönheitssinnes aus; das Uebrige, oder seine Ausbildung, hing von seinen Verhältnissen gegen die Dinge der Welt ab. Er blieb, nicht weniger als seine Mitgeschöpfe, den

unwiderruflichen Naturgesetzen unterworfen, ihn lockte die Freude, ihn scheuchte der Schmerz, von Anwendungen seiner Kraft zurück; seine Reitzbarkeit mochte in ihm wohl lebhafter als in andern Menschen gewesen seyn, doch war er wenigstens klüger als diese, sich den Besitz seiner Lebensgüter sichrer zu machen; denn da er, als ein Freund der Ruhe, mit bedachtsamer Aufmerksamkeit sein Lebensganzes übersehen hatte, so verbannete er nur die flüchtigen und ihm verderblichen Freuden. Ihn reitzte das Hinsehen auf seine ruhmvolle Geistesstärke mehr, als ihn die schimmernden Umgebungen zu reitzen vermochten; sein Freyheitssinn ließ ihn die durch Unterwürfigkeit unter die Tyranney der Natur und der Menschen, durch Unlauterkeit der Gesinnung, und durch Aufopferung der zur Geistesausbildung nöthigen Zeit und Kraft, zu erwerbenden Reichthümer verachten, die wir fast immer nur in der Abhängigkeit verdienen, und uns, selbst bey dem genußreichsten Besitze, in der stets tiefer sinkenden Abhängigkeit von denselben erhalten. Vor seinem Geiste stand das Idol der Unabhängigkeit, und überhäufte ihn mit Himmelsfreuden: war er nun noch kein Genießender; hätte er nicht nach der für ihn höchsten Wol-

lust gerungen; unterschied er sich von dem unphilosophischen Menschenhaufen nicht blos in den Gegenständen seiner Genüsse? Weiß denn derjenige wohl recht was Wohlleben bedeutet, der sich durch grobe thierische Liebe, Unmäßigkeit in Speise und Trank, durch Weichlichkeit, Unterwürfigkeit unter den Schmerz und durch Rachsucht, um Gesundheit, Geisteskraft, Achtung vor der Welt, Friede mit den Menschen, und um dauerndes Wohlbefinden betrüget? Wer am ununterbrochensten zu genießen weiß, wem also aus seinem Vergnügen nie Mißvergnügen entspringet, der besitzet die beste Theorie und Praxis des glücklichen Lebens. Wer sich ein Gut versagt, wer sich recht wehe zu thun scheinet, will dadurch ein weit größeres sich erhalten. Das gesuchte Glück der klügsten Menschen ist unscheinbar, und dünket dem unerfahrnen Menschenbeobachter ein schlechter Ersatz für die vielen aufzugebenden Güter zu seyn. Die meisten berühmten Philosophen suchten nur die Ruhe, die zwar an sich blos ein negatives Glück, aber die Grundlage der dauerndsten Lebensfreuden ist. Diogenes blieb in seinem Sonnenscheine liegen, und begehrte den vergötterten Eroberer Alexander nicht zu sehen; auf dem harten

Boden

Boden fühlte der Philosoph sich frey, und sicher, daß ihn keine Trümmer umgestürzter Staaten treffen könne; ihm mangelte nichts, denn er bedurfte nichts; er wollte ungestört sich selbst überlassen seyn, und überließ auch Andere ihnen selbst: mußte er sein Glück nicht unendlich größer als das Glück aller Eroberer finden, welche von wüthenden Leidenschaften, wie von rastlosen Furien, durch die Welt gejaget, von den Flüchen und dem Jammer ihrer Mitmenschen verfolget werden? Diogenes entzog sich kein Glück, wenn er sich alles, worin sinnliche, sich immer selbst verletzende Menschen ihre Seligkeit setzen, versagte.

Oft verläugnen wir uns, um der herrschenden Leidenschaft ein Opfer zu bringen, für die, als für ihre Oberherrin, alle Leidenschaften arbeiten, und für die einzige nur Mittel seyn müssen. Je gebieterischer also die herrschende Leidenschaft ist, desto mehr sind wir zu Verläugnungen gemacht, welche uns wohl gar das Ansehen des Heroismus geben, als wären wir vollkommen freye Wesen, unumschränkte Gebieter über unsre süßesten Neigungen, da wir doch nur geduldige Sklaven eines allgebietenden Tyrannen sind. Wer bald von des Einen, bald von des Andern Will-

kühr Befehle annehmen muß, ist darum noch nicht mehr ein Knecht als derjenige, dem die Willkühr nur eines Einzigen gebietet. Cromwel hätte mit heiterer Seele allen Freuden des Lebens entsaget, sobald sie der Befriedigung seines Ehrgeitzes zuwider gewesen wären; er gehöret aber noch nicht zu den moralischen Helden, wenn er die Liebe zu seinem Sohne, zu seiner Buhlerin, zum Gelde und Leben, dem schwärmerischen Ehrgeitze zum Opfer brachte: deutlich vernahm er den lieblichen Ruf des Himmels, und die schreckende Stimme der Hölle, mußte aber ohne Weigerung den gebieterischern Befehlen seiner Hauptleidenschaft folgen. Wir geben nichts umsonst weg, wir tauschen nur aus; das gegenwärtige, oft nur vermeinte, Schlechtere geben wir für das künftige Bessere weg; wir gehen nie mit unserm Willen aus einem angenehmern Zustande in einen unangenehmern über. Die Täuschungen sind hier zahlreich; wir sehen bisweilen die kindischen Spiele unsrer Phantasie für das ernsthafte Wesen unsrer Erkenntniß an; fast alle Dinge scheinen im Prospekte uns lieblicher als die zunächst liegenden zu seyn. Der Mensch ist so sehr in das Neue, des dadurch erregten lebhaftern Reitzes wegen, ver-

liebt; darum vereckelt er sich bald das, was er eine Weile besessen hat. Auch die Unbeständigkeit ist eine wohlthätige Einrichtung unsrer Natur, um uns das mühsame Verändern unsrer durch Gewohnheit angenehm gewordenen Lage, und das Fortschreiten zur eigenthümlichen Bestimmung des Menschen zu erleichtern. Für das Ungewisse gibt der Mensch das Gewisse hin, sonst rückte er eben so wenig wie ein unvernünftiges Thier von der Stelle weg, und näherte sich nie einer Vollkommenheit. So wird alles was der Mensch von dem Seinigen weg giebt, oder was er zerstöret, eine Saat, von welcher er tausendfältige Früchte erwartet; er ist da, wo er am meisten uneigennützig zu handeln scheinet, am entschiedensten eigennützig.

Der Selbstpeiniger findet ein Vergnügen an seinen selbstgewählten Schmerzen; sie geben seiner Seele die dauerndste Thätigkeit, eine Fülle von Gedanken, und die ermunternden Reitze der Selbstbetrachtung. Er muß es wenigstens dunkel wahrnehmen, es hänge nur von ihm ab, wie groß und wie dauerhaft die Schmerzen seyn sollen; er muß noch nicht die Herrschaft über sich verloren haben, und noch nicht der Sklave sei-

ner Unfälle geworden seyn. Der Leidende, welcher sich seiner Kraft freuet, kann nicht ganz unglücklich seyn. Man hat gesagt, der Mensch finde an den Uebeln seiner Freunde immer etwas, das ihm gefällt; er findet auch an ihrem Glücke etwas, das ihm misfällt. Eben so wahr ist auch die Behauptung, der Mensch finde an seinen eigenen Uebeln, wenn sie nur nicht unmittelbare, ihn ganz beherrschende körperliche Leiden sind, immer etwas das ihm gefällt. Machten sie ihn ganz kraftlos, so wird er unempfindlich, denn selbst zum Fühlen des Grames und der Furcht bedarf er eines gewissen Maßes von Kraft. Es ist keine sehr versteckte Ursache, warum dieser tief fühlende Mann dem Grame über den Tod einer Geliebten so lange nachhängt, und eine Wonne in der Betrachtung seines verlornen Glückes fühlet. Er läßt immer in magischem Prunke die lieblichen Scenen seiner genossenen Freuden vorübergehen, die ihm unendlich lieblicher jetzt, als in der vergangenen Zeit scheinen. Er muß sich erst abstumpfen, und durch die Süßigkeit des Genusses eine Art von Sättigung in sich erzeugen, ehe er sich aus seiner bezauberten Welt in die wirkliche zurück versetzen kann. Ein Anderer sie-

het nur darum so lange auf den Verlust seiner zeitlichen Güter hin, weil ihm das Gefühl neu erwachender Kräfte schmeichelt. Sein Reichthum hielt ihn vorher in einer gewissen Abhängigkeit und Unmündigkeit; er mußte selbigem als seinem Wohlthäter verbunden seyn: nun aber siehet er, wie seine innere Kraft ihm diesen Abgang von äußerer Kraft zu ersetzen vermag; wie er eine edlere Selbstständigkeit, einen höhern Grad von Unverletzlichkeit, erlanget. Wer wird aber bey diesem Manne es wahrnehmen, wie er sich an dem Zurückblicken in seinen verlornen Freudenhimmel ergötzet, den er sich so oft durch Reichthum aufschloß; wie die Erinnerung an die Glückseligkeit, die er den Nothleidenden erkaufte, ihn noch jetzt entzücket, doch auch oft betrübet, wenn er dieselbe durch keine Seelengröße, durch keine heroische Verläugnung, dem Unglücklichen wieder verschaffen kann. Wir hängen nicht dem Grame oder den Betrachtungen unsers Unglückes, sondern den verlornen, augenblicklich als gegenwärtig vorgestelleten, und augenblicklich verschwindenden Freuden nach.

So lange unsre Geistesthätigkeit währet, ist uns der Gram, und wir können auch sagen, das

Vergnügen lieb; höret sie auf, so versinken wir in den kraftlosesten Unmuth, und werden wohl gar zur ungerechten Geringschätzung des Lebens versuchet. Die Freude, welcher wir noch immer nachjagen, die sich aber noch nicht haschen läßt, ist uns ungleich reitzender als die erlangte. Soll uns diese noch Freude bleiben, so müssen wir wenigstens meinen, einige Theile von ihr noch nicht in unsre Gewalt gebracht zu haben, welche wir auch jetzt verfolgen müssen. So wird die Thätigkeit und Kraft unsers Geistes erhalten. Wir sehen täglich die frohesten und glücklichsten Liebhaber in die mißmüthigsten und unglücklichsten Ehemänner sich verwandeln. Ehemals waren alle ihre Lebensgeister im muthwilligsten Fluge; keine Mühseligkeit für die unerreichte Geliebte war den Bezauberten zu schwer; keine Aufopferung und Verläugnung kostete ihnen einen Seufzer: wurde von ihnen auch nichts gefordert, so zerarbeiteten sie sich in Briefen, und wohl gar, wenn das Fieber heftig wurde, in Versen, und stärkten sich durch die Aussicht nach dem Himmel, wohin ihre Treue und ihr Glaube sie tragen sollte. Da sie endlich selig geworden waren, so sahen sie, wie aus einem Traume erwachend, daß ihr Himmel

nichts als ein phantastisches Gemählde gewesen war. Die Figuren des Weiberhimmels verloren nicht blos die blendenden Farben, sondern es verwandelten sich auch die lieblichen Gestalten in langweilige, ekelhafte, endlich gar abscheuliche Bilder; die entzückende Prüfungszeit glich einem verschwundenen Traumgesichte; die Lebensgeister des gähnenden Hausvaters erstarreten, die leichtesten Bemühungen für das ihm ganz gehörende Weib wurden drückend; die wohlthätigste Aufopferung und Verläugnung schien dem egoistischen Ehemanne ein an seinen unentbehrlichsten Bedürfnissen verübter Raub zu seyn. Jeder Federstrich, ein einziger auswendig gelernter Vers, für das ganz prosaische Weib, dünket dem ausgenüchterten Herrn des Hauses eine Unnatur zu seyn; und der ehemalige, um die erwärmete Himmelspforte flatternde Sommervogel, lieget jetzt im kalten Erdenstaube gelähmet. Wollen wir den Menschen glücklich machen, so müssen wir ihm ununterbrochene äußere und innere Beschäftigung geben, aber eine solche, die er sich willkührlich gewählet zu haben meinet; wir müssen ihn im Verfolgen zahlloser, selbst eingebildeter, Freuden erhalten, und ihm so selten als möglich eine von dem

großen Schwarme ergreifen lassen; wir müssen ihn zu seinem Heile nie in den vollen Besitz seines phantasirten Vergnügens setzen. Dagegen würde ein systematisch ausgelernter Menschenquäler seine Feinde, welche er elend machen wollte, den Freudenquell erschöpfen lassen, und sie zugleich aller Gelegenheit zu äußerer und innerer Thätigkeit berauben. Auch jener Gefangenwärter war ein Muster einer neidischen und gefühllos grausamen Seele, der den von jahrelanger, unthätiger Einsamkeit niedergedrückten, eingekerkerten Gefangenen, ihre Spinnen und Mäuse umbrachte, deren Gesellschaft sie von dem Verderben der langen Weile errettete, und den Unglücklichen durch Beschäftigungen ein kleines Glück wieder gegeben hatte. Ein Gott, der die Menschen zur Arbeit, doch nicht zu bloßer Thierarbeit, sondern zu einer Thätigkeit, wobey sie auch ihre Kräfte des Geistes anstrengen mußten, zwang, ist der wahre Schöpfer, Erhalter und Wohlthäter der Menschheit. Die meisten sklavischen Völker scheinen durch die Natur zum Arbeiten für Andere bestimmet zu seyn; sie sind dazu aber auch durch eigene Geistesohnmacht, und durch listige, übermächtige Willkühr der Mitmenschen ver-

dammt, und müssen wie ihre Mitsklaven, die Rinder und Pferde, arbeiten. Die Geisteskraft dieser dienstbaren Menschen wird oft absichtlich in ewigem Schlummer erhalten, damit sie willig wie die Thiere bleiben. Doch auch hier ist der Tyrann ihr Wohlthäter, da er sie in einer Fühllosigkeit, in einer Nichtkenntniß ihrer gerechten Ansprüche auf einen bessern Zustand, und in der Unwissenheit, wie groß das durch Uebermuth erzeugte, drückende Elend ist, erhält: sie würden bey dem Zersprengen ihrer Ketten nur sich tödtlich verwunden, und sich wie wüthende Wölfe unter einander zerreißen.

Der Menschenkenner bedienet sich seiner Beobachtung der durch die zerstörenden Empfindungen, oder die Schmerzen, in den Menschen erregten Wirkungen, damit er die Größe der innern Kraft und der Gesundheit ihrer Seele schätzen lerne. In rüstigen, wackern Menschen wird durch den Schmerz des Kummers weder der Muth, noch der Appetit, noch die Gutmüthigkeit zerstöret. Wir sehen bisweilen einen seufzenden Schäfer, welchem das Sonnenlicht misfällt, dessen schwache Nerven nur noch den Mondesschimmer ertragen; der Arme ist um Eßlust und Schlaf, und um

allen Muth gekommen; er wird hart und bitter selbst gegen seine geliebten Freunde. Dieser veränderte Mensch hat eine schwache, kraftlose Seele, und gehört auch wohl nicht zu den gutgearteten Wesen. Achill blieb in seinem häuslichen Leben, obgleich er die tiefste Kränkung seiner Liebe, Ehre und Habsucht erfahren hatte, doch unverändert. Er, das Ideal eines halbwilden, kriegerischen, tobenden Griechen, der seine gewaltigen, überlegenen Kräfte kannte, ließ sich doch durch seinen stets gegenwärtigen Sinn für äußere Gesetze, oder Verträge, bändigen; er weinte zwar vor Wuth, ließ aber die ihm zugefügten Beleidigungen weder seine Freunde noch seine Diener entgelten; er befriedigte, so wie er es immer gewohnt war, die Forderungen seines Magens und seiner andern thierischen Bedürfnisse. Der gutherzige und also edelmüthige Tom Jones, war von seinem mit Ehrfurcht geliebten Pflegevater aus dem Hause gestoßen worden, fühlte den Jammer einer hoffnungslosen Liebe, und verlor dennoch weder seine physischen noch geistigen Thätigkeiten. Wer sich zu der hohen Kultur erhoben hat, daß er, sobald er will, in einer idealischen Welt leben kann; wer die ihn plagende, unheil-

bare Welt als eine ihn nichts angehende Geschichte mit Gleichgültigkeit zu betrachten gelernet hat, und sein ganzes Leben zu einem Kunstleben macht, ist, bey den Angriffen des Unglückes auf ihn, seiner Geistesthätigkeiten am meisten versichert. Ein Cicero und Walter Shandy trösten sich, durch die ihnen angebotene Gelegenheit ihre Beredtsamkeit glänzen zu lassen, über den Tod geliebter Personen. Der Dichter stärket sich durch die (ihn oft täuschende) Aussicht auf die entzückenden, unsterblichen Beschreibungen seiner Empfindungen; der Bildner und der Mahler freuen sich wohl gar, es werde ihr versüßter Gram und Nachruhm in Stein und auf der Leinwand unsterblich bleiben. Schon die bloße Schulwissenschaft vermindert den Gram, und macht den Geist wieder thätig, da sie uns so sehr mit sich selbst beschäftiget, und der Schmerz doch nur unsre Behörde angreifet: die mit der freundlichen Kunst vereinigte Wissenschaft für die Welt, macht uns wohl gar den Gram lieb, denn wir erkennen, es sey die edelste Thätigkeit, die vollkommenste Führerin zu der moralischen Kultur, in uns erwecket worden. Die verständigste Kunst, die wahre Beredtsamkeit, muß die vollkommenste

Trösterin, und die Erhalterin unsrer zur Unabhängigkeit nothwendigen Kräfte seyn.

Die Selbstpeinigung ist für viele Menschen eine Würze des Lebens, und wird oft ein unentbehrliches Gegengift der Faulheit. Es gibt einige weder bösartige noch zanksüchtige Menschen, welche freywillig mit bösartigen und zanksüchtigen Menschen leben. Wer immer mit weichen, friedlichen, wohl gar gutartigen Leuten umgeht, führt ein einförmiges, schläfriges und weichliches Leben; die menschliche Natur verlanget Neuheit, Abwechselung und Erschütterung: eine Art von kriegerischem Leben hat für uns mehr Reitze, stärket unsre Kräfte und gibt dem Geiste frohere Munterkeit, bis zum Gefühle eines höhern Werthes, als ein langweiliger, entnervender Friede. Zanksüchtige Leute sind ein Bitterreitz, und haben oft beständigere Anhänger, wohl gar bleibendere Freunde, als jene nachgiebigen, weichen, kraftlosen Gesellschafter. Der Furchtbare kann, mehr als der völlig harmlose Mensch, auf Achtung, Freundschaft und Liebe rechnen; er erhält selbst von wackern Leuten, der ernsthaftern Disciplin wegen, durch welche alle um ihn her zur Vorsicht und

anhaltendern Aufmerksamkeit auf ihn gewöhnt werden, den Vorzug.

Auch die Verstümmelung beweiset, wie sehr ein Mensch sich liebet. Asceten und Fakire entmannten sich, um ihre Seele zu retten, und sich der Freuden des Himmels würdig zu machen. Die falsche Meinung von dem Verhältnisse beyder Geschlechter, die Furcht den Versuchungen der Wollust zu unterliegen, auf deren Befriedigung ihnen die Höllenstrafe gesetzet zu seyn schien, der Wahn von dem unbedingten Werthe der Enthaltsamkeit, und vor allen Dingen die Meinung der ihnen daraus erwachsenden Ehre vor den Menschen, mußte ihnen den Kopf verrücken, daß sie wider sich selbst wütheten.

Auch der Selbstmord ist kein Beweis der wider uns selbst zügellosen Feindseligkeit, sondern der heftigsten Selbstliebe. Der Selbstmord ist eine Hinwegräumung der Qualen, welche der Ungeduldige, oder der vom Glanze der Freyheit Geblendete für unerträglich hält, und ist ein Streben nach einem angenehmern, wenigstens ruhevollen Zustande. Hier wo der Mensch das Aergste wider sich zu thun scheinet, thut er doch das wohlthätigste für sich; obgleich er allem zu ent-

sagen denket, so will er doch alles gewinnen. In denjenigen Nationen welche die stärkste Selbstliebe, also die festeste Anhänglichkeit an den Dingen um sich her haben, und am ungeduldigsten ein Elend ertragen, werden die meisten Selbstmörder hervorgebracht: dieses beweisen uns die alten Griechen und Römer, auch die jetzigen Schweitzer, Japaneser und Engländer. Diese Nationen gehören gewiß zu denen, welche mit der heftigsten Leidenschaft ihre Glückseligkeit suchen, und am entschlossensten die Unannehmlichkeiten des Lebens von sich abwehren. Die Selbstliebe hat sich bey den Griechen gewiß unter jeder möglichen Form offenbart; sie rangen mit Aufbietung aller ihrer Kräfte nach einem bessern Zustande; kein Volk hat jemahls nach Genüssen, von den gröbsten thierischen an, bis zu den gekünsteltesten Wollüsten, und weiter bis zu den Ergötzungen der Einbildungskraft, des Herzens und des Geschmackes, mit solcher Heftigkeit gestrebet. Der große Haufe der Griechen setzte keine Ehre darin, die Lebensfreuden nicht zu genießen, so sehr auch die Philosophen die Enthaltsamkeit, und die Ertragung des Elendes geboten und vergötterten. Doch auch unter diesen Weltweisen mögen we-

nige, im Streben nach grenzenloser Freyheit, und nach unverminderter Herrschaft über alles, woran sie ihre Hände legen konnten, den Selbstmord ernstlich verboten und getadelt haben. Ein griechischer Gott war, weil er größere und dauerhaftere Freuden als die Menschen genoß, auch darum größer als diese. Für jeden Preis kämpfte alles in Griechenland um das Vergnügen, oder doch für das zweyte höchste Gut, für einen leidenlosen Zustand, und gab für diesen ein schmerzliches Leben willig hin. In dem üppigen Jahrhunderte der ersten Cäsarn, da die Wollust zahllose Knechte unter den Römern hatte, war der Selbstmord eine ganz gemeine Handlung. Wie viele Hausväter, welchen der Tod von den Henkershänden der Tyrannen, auch wohl bisweilen vom Schwerte der Gerechtigkeit, drohete, tödteten lieber selbst sich, damit sie ihr Vermögen ihren Angehörigen retten konnten. Wer die Seinigen noch liebet, der liebet auch sich; was er für sie thut, das thut er auch für sich. Ein vollkommen Grausamer gegen sich selbst, der sich jedes Vergnügen versaget, sich Martern aufleget, sich als eine fremde verhaßte Person, oder wohl gar seinen jetzigen und künftigen jammervollen Zustand wie eine alte

Legende, und wie eine Wetterprophezeihung ansiehet, wird nur bey veränderter Gemüthsstimmung, wenn er sich wieder lieb zu gewinnen anfängt, ein Selbstmörder werden. Vermehrte sich etwa in England die Zahl der Wollüstlinge und Selbstsüchtigen, verzärtelten die Schmeichler ihrer selbst sich immer mehr, und nähme der Muth, sich aller Waffen gegen das Elend zu bedienen, zu, so müßte auch die Zahl der Selbstmörder sich vermehren. Furchtsamkeit ist bey weitem niemahls die allgemeinste Ursache des Selbstmordes gewesen, denn zu selbigem waren auch die größten Helden bereit. Immer mehr kommen wir zur Besinnung, daß die Thierkraft nicht über die Geisteskraft herrschen soll, und, daß die Menschheit ihre Ansprüche auf den Thron der Welt immer nachdrücklicher vorbringen darf: wir halten den Vorwurf der Furchtsamkeit und physischen Schwäche nicht mehr für die schmähligste Beschimpfung, die den verzweifelnden Unglücklichen, von der äußersten Gewaltthätigkeit gegen sich, durch vorgespiegelte Schande abschrecken könnte. Feige haben sich gemordet, auch Helden haben sich gemordet; dieses lehret uns die Erfahrung. Sagten wir dem auf Selbstmord Sinnenden:

Du

Du bist ein Feiger! so hat er noch immer das Aussuchen für sich, ob nicht, (wenn Herkules, Diogenes, Cato, die Arria ꝛc. die zwar nebst ihm zu der Schaar der Feigen von feinem Sittenrichter verwiesen werden, aber nach dem Urtheile kraftvoller Männer zu den verschiedenen Heldenarten gehört haben sollen,) auch er zu den Helden gezählet werden müsse. Die meisten Selbstmörder hatten eine lebhafte Imagination; die Zukunft mit ihren immer wachsenden Leiden stand in größerer Furchtbarkeit, als die schon unleidliche Gegenwart, vor ihnen. Der gegenwärtigen Leiden wegen, die ja schon zu den vergangenen gehören, tödtet niemand sich, sondern der künftigen, den, seiner Meinung nach, unabwendbaren Leiden will er entfliehen. Der Beyspiele, daß geborne Dummköpfe sich gemordet haben, möchten nur wenige seyn; sie mochten auch wohl einen Anfall von Verstand bekommen haben, und sich ihren künftigen Zustand als hoffnungslos vorstellen. Aus Nachäffung hat sich auch wohl mancher Dummkopf getödtet; er wäre vielleicht nie auf die Erfindung, sich aus der Welt zu schaffen, verfallen. Es möchte wohl schwer zu beweisen seyn, daß ein Thier, und ein völlig roher Mensch,

da sie in keine Zukunft sehen, Selbstmörder gewesen sind. Ein ganz ausgebildeter, also moralischer Mensch, den keine Zukunft schrecket, der sich durch die Herrschaft über sich selbst zum Herrn der Dinge, oder seiner Empfindungen, gemacht hat, der keine andere Schande als der Lasterhaftigkeit kennet, der in den Flammen des Schmerzes ausdauert, bis ihn Gott heraus reißet, kann kein Selbstmörder seyn. Wo die Kultur nur stückweise fortschreitet, wo Ausbildung neben Barbarey bestehet, und wo vornehmlich ein roher Ehrbegriff tyrannisirt, wo so gar die Ueppigkeit und grenzenlose Selbstsucht Achtung vor der Welt verschafft, da gibt es die meisten Selbstmorde.

Wer mit Vorsatz dem Einzelnen Böses thut, nützet oft wider seinen Willen dem Menschengeschlechte.

Die Angriffe, die der Eine auf das Eigenthum des Andern, im Zeitalter der thierischen Gewalt, machte, wurden der Grund des Bürgervereines, der damahls höchsten geistigen und physischen Wohlthat für das rohe Menschenge-

schlecht, das nur in einer Bürgergesellschaft alle seine innere Kräfte auszubilden vermag, und nur in derselben den Weg zu der höchsten allgemeingültigen äußern und innern Kultur betritt. Die edelsten Vermögen unsers Geistes werden durch die Vertheidigung gegen die Bösen gewecket; diese müssen uns unerträglich geworden seyn, bevor wir mit fester Entschlossenheit, nie zurück zu kehren, den Stand der Rohheit, der doch immer ein Stand der Ungerechtigkeit ist, verlassen. Die erste und wichtigste Angelegenheit der Natur ist, uns, die wir ursprünglich Thiere sind, zu Menschen zu machen. Durch Schmerz und Elend müssen wir genöthiget werden, die Thierheit auszuziehn. Gegen die Angriffe der feindlichen Natur kann der Mensch an vielen Orten sich leicht vertheidigen; Hunger, Durst, Kälte und Hitze ist oft sehr leicht abzuwehren; selbst gegen die belebte Natur, gegen Moskitos und Tieger, findet der Mensch leicht eine Vertheidigung auf, und bleibet dennoch in der dumpfen Trägheit und Brutalität wie vorher. Er muß Seelenleiden fühlen; er muß mit bösen Menschen kämpfen, damit er eigentlich aufmerksam auf sich selbst werde, er seine geistigen Blicke schärfe, um auch das

in der Finsterniß heranschleichende Böse zu erkennen, und von sich abzuhalten. Das tief und bitter gefühlte Unrecht des Einzelnen hat oft ganze Völker zur Untersuchung und Sicherung ihrer Rechte erwecket. Der unmoralische Bösewicht kann durch die Abscheulichkeit seines Lasters, kraftvoller, als durch die beredtesten Sittensprüche, zur Tugend seine Mitmenschen ermahnen. Mancher, der mit spöttischem und verhärtetem Leichtsinne die, unter keiner Bedingung zu verletzenden, Gesetze der Wahrheit übertreten hatte, ist in der Gesellschaft frecher Lügner und Aufschneider, in welchen er sich wie in einem Spiegel erblickte, durch die abscheuerregende Niederträchtigkeit dieser Betrüger erschüttert, und in dem, bey den Ermahnungen wahrhaft zu seyn, oft gefaßten, und immer wieder aufgegebenen, Vorsatze der Redlichkeit endlich befestigt worden. Die drohende Gefahr mit ihren vernichtenden Werkzeugen, und das holdeste Zureden geliebter Freunde, haben weniger als die erkannte Nichtswürdigkeit falscher, listiger, und diebischer Menschen auf eine stolze Seele gewirket, die sich diesen Verworfenen immer unähnlicher machte. So viel wirket auf ein noch bisweilen vom guten Genius

besuchtes Herz die aus der bloßen Betrachtung hervorgehende Widerlichkeit der Laster; es muß sich empören, wenn in ihm noch nicht alle Charaktere der Menschheit vertilget worden sind. Wer verabscheuet es nicht, für ein von den glänzenden Zeichen der Göttlichkeit veredeltes Menschenantlitz, die ekelhaften Teufelslarven der Versoffenheit, Unzucht und Bosheit einzutauschen: jeden noch nicht ganz thierisch gewordenen Menschen warnet der Anblick derer, die Leib und Seele geschändet haben.

Wer durch die von den Bösen tief erregten Leiden verwundet worden ist, mag sich durch den Gedanken trösten, daß alles Böse nur bis auf einen gewissen Grad, wo eine heilsame Umkehrung geschehen muß, getrieben werden kann. Der muthwillige Bube wird seine Steine nicht lange nach dem harmlosen, das Unrecht mit starkem Muthe ertragenden Aesop werfen; tolldreister gemacht wirft der Unbesonnene bald seinen Stein nach einem rachsüchtigen Gewaltigen, und wird an das Kreuz geschlagen. Den Lasterhaften spornet der oft gelungene Gebrauch seiner gefährlichen Waffen zu größerer Keckheit und Unvorsichtigkeit an; er verwundet endlich gar sich selbst;

wenigstens wird er, durch das reitzende Gelingen seiner Bosheit, nachläßiger im Prüfen der Gegenkräfte, und erschöpfet endlich die Geduld seiner überlegenen Widersacher. Die aufs höchste gestiegene Tyranney wird von einem andern Zustande, der doch bisweilen auch einige Elemente von Freyheit, was für die bisherige Völkernatur schon erstaunlich viel ist, enthalten mag, abgelöset; die Peinigung durch böse Willkühr wird entweder unerträglich, bis die wüthend gemachten Sklaven ihre Zuchtmeister zertreten; oder sie löset, wenn das Volk in die Fühllosigkeit der Lastthiere versunken ist, die gesellschaftlichen Bande auf, tödtet jede menschliche Thätigkeit, zerwühlet allmählig die von der Kunst des Bürgervereines gegen die verderbliche Natur aufgeführten Dämme, und verursacht eine Wiedergeburt, doch vielleicht niemals den gänzlichen Untergang des Volkes. Die größte Ueppigkeit in einem Lande, die Erzeugerin zahlloser Uebel und Laster, wurde durch die physische und geistige Erschöpfung der Menschen, und durch das Verschwinden der Mittel zur Befriedigung des Gelüstens, die Vorbereitung zu einer Simplicität der Lebensweise, wodurch die physische und geistige Kraft der Men-

schen erneuert, und die Gelegenheit zu Uebeln und Lastern seltener wird. Der Mensch muß den nothwendigen Gesetzen der Natur gemäß nicht allein von den höchsten Gipfeln des Bösen, sondern auch von den höchsten Gipfeln des Guten, zurück kehren; er kann darauf nimmermehr stille stehen. Leute, welche eben jetzt am besten sich betragen, sind am meisten in Gefahr, einen Fehler zu begehen. Wer uns heute mit der wärmsten Freundschaft umfaßte, wird vielleicht morgen schon kalt und gleichgültig, denn er hatte sich erschöpfet, vor uns vorübergehn. Die glänzendsten Handlungen sind eine Folge des Enthusiasmus; dieser ist ein Rausch und verfliegt. Hektor war nicht alle Stunden ein Held; bisweilen regte sich in ihm auch die Furcht. Durch das Wahrnehmen des schnellen Ueberganges vom Guten zum Bösen, geriethen die Alten auf den Glauben an eine Göttin Nemesis, oder auf die Besorgniß, durch Lobpreisungen eine Sache zu verrufen, d. i. gegen diese den Zorn eines neidischen Dämons aufzuregen. Der erfahrne Menschenbeobachter wird jemand mehr zu loben meinen, wenn er ihn einen ganzen als einen halben Narren nennet; denn jener ist der Besserung viel

näher als dieser. Ganze Narrheit muß wie ein hitziges Fieber betrachtet werden, wodurch über Leben und Tod jetzt entschieden wird. Halbe Narrheit, wenn sie wenig fort, noch zurückschreitet, gleichet einem schleichenden Fieber, dem man selten recht beykommen kann, das gemeiniglich in Auszehrung sich endiget. Gegen mittelmäßige Narren sind wir, wie gegen leichte Krankheiten, saumselig, ein entscheidendes Hülfsmittel uns zu verschaffen; wir werden ihrer wohl gar gewohnt, und von selbigen unvermerkt zu Grunde gerichtet. Es möchte wohl eine gewisse Seelenstärke dazu gehören, ein ganzer Narr zu seyn; kraftlose Gemüther sind auch nur kleiner Narrheiten fähig. In starken Körpern gibt es heftige Krankheiten; in schwachen Körpern heimlichere und (doch nur dem Scheine nach) gelindere Krankheiten, die oft genug tödtlich sind.

Wer sich vergangener übler und böser Zeiten freuet, ist nicht blos deswegen froh, weil sie ihm nicht mehr wehe thun, sondern weil glücklichere und tugendhaftere Menschen dadurch gebildet worden sind. Der Weise erträget daher mit Gleichmüthigkeit, selbst mit frohem Hinsehen auf die künftige bessere Welt, das Elend und die

Laster; er hält es für seine Schuldigkeit, auch diese zur Vorbereitung eines neuen Himmels und einer neuen Erde zu machen. Wäre die rauhe Grobheit und das viehische Betragen uns nicht unerträglich geworden, wir hätten uns um keine Eleganz des Lebens, die so nothwendig zur Tugend ist, bemühet. Wir bedienen uns jetzt der Höflichkeit, um auch den Groben von uns entfernet zu halten, und ihn uns ähnlicher zu bilden. Gewisse Nationen befleißigen sich um desto mehr der Reinlichkeit, je unsauberer es bey einem Volke in ihrer Nachbarschaft aussiehet; ihnen wurde der Schmutz unerträglich, und es mußte sogar der böse Stolz, die wegwerfende Verachtung, gegen den unsaubern Menschen geäußert, ihnen beystehen, daß sie nie ihre Umgebungen vernachläßigten, und körperlichen und geistigen Gebrechen durch äußere Unsauberkeit zu sich keine Wege bahneten.

Was wir für Andere, mit Hinsicht auf das Ganze, thun, das thun wir auch für uns.

Der einzelne Mensch ist ein Glied des großen Menschenkörpers: wollten wir nur für das einzelne Glied sorgen, aber die andern vernachläßigen, so würde selbiges mit diesen zu Grunde gehen müssen. Die guten Maximen, welche wir im Verhalten gegen unsre Mitmenschen beobachten, werden auch in der Behandlung unsrer selbst uns nützlich seyn. Der Milde, der Mitleidige, welcher zu vernünftigen Aufopferungen der Liebe und Freundschaft geschickt ist, wird, selbst durch sein gutes Beyspiel, unsre Nebenmenschen ermuntern, ihm in der Noth beyzustehen; er wird da, wo sein Interesse mit dem Interesse Anderer so innig verwebet ist, sein Wohlbefinden durch fremdes Wohlbefinden vermehren. Die bequeme, sichere Straße, die jener Bischof in seiner Provinz bauen ließ, diente ihm auch zu angenehmern, gefahrlosern Reisen, vergrößerte den Wohlstand der Anwohner durch erleichterten Verkehr, wodurch auch der Bischof, der Wohlthäter, gewann. Der kluge Fürst sorget auch um

seinetwillen für seine Unterthanen; er trocknet Sümpfe aus, auf welchen Dörfer und Städte entstehen; er gräbt Kanäle, wodurch die Erzeugnisse des Bodens, des erleichterten Absatzes wegen, erst rechten Werth erlangen können; er bauet Städte, bahnet neue Handelswege, öffnet seine Schätze, um den Naturübeln abzuhelfen; er blicket mit furchtbarem Auge nach der Wage der Gerechtigkeit, rettet den von Frevlern Unterdrückten, ist alle Augenblicke gerüstet, das Eigenthum seines Volkes zu vertheidigen, damit er groß und furchtbar unter den Königen hervor rage, und er die Ruhe seines Lebens, nebst allen lieblichen Genüssen desselben, nie verlieren könne. Was für die Mittel unsrer Glückseligkeit geschiehet, das geschiehet ja für uns. Der Selbstsüchtigste, wenn er das Daseyn eines Menschen, oder einer Sache, für sich nothwendig hält, waget, um sie zu retten, das Leben, oder gibt sich wohl gar selbst in den Tod. Wer blos die Zeiten des Ueberflusses und der Ueppigkeit kennet, wer sein Glück aus tausend Quellen ableitet, wer dasselbe Gut durch verschiedene Mittel sich erwerben kann, im Jahrhunderte zahlloser Maschinen, der begreifet kaum, wie ein Mann für

seinen Freund ehemahls so viel thun mochte. Wer eine große Anzahl aufrichtiger Freundschaften sehen will, gehe in die Zeit der Armuth und der Noth zurück, wo jedermanns Gut nur in wenigen Dingen bestand, und wo nur noch der Arm und einfache Waffen die Stelle aller künstlichen Werkzeuge zur Erhaltung unsers Lebens vertraten: hier hatte man zu einerley Art von Gut nur noch einerley Mittel, und es konnte ein Freund seinem Freunde mehr als in unsern Tagen seyn. Selbst wir, auch in unsern Tagen, wenn unser Freund uns alles ist, oder zu seyn scheinet, opfern für ihn alles auf: warum sollten wir alle unsre Habe, und auch unser Leben, schonen, wenn diese Güter ohne unsern Freund von uns für unmöglich gehalten würden? Jedermann gibt für das Hauptmittel seiner Glückseligkeit alle subalterne Mittel hin. Der Ritter, der sein vom Brunnenrande hinab gleitendes Schwert ergriff, mit Gefahr in die Tiefe zu stürzen, that für selbiges das, was er auch für seinen Freund gethan hätte: dem Schwerte hatte der Ritter so oft sein Leben, seine Ehre, seinen ganzen Waffenruhm verdanket; es war sein gutes Schwert; seine Heldenahnen hatten dasselbe geführet, hatten es

als einen Schatz im Sterben ihm vermacht; das Schwert war ihm der schützende Freund seines Lebens geworden. Der Liebhaber springet seiner Geliebten in die Wellen nach, um sie zu retten, oder mit ihr zu sterben; sein Leben hing an ihr, was sollte es ohne sie ihm nützen, da es ihm, in seiner Trunkenheit, ein bloßes Mittel für sie zu seyn schien. Mit gleich starker Liebe, obgleich Mancher sie für unedler hält, springet der Geizige seiner über Bord geworfenen Geldkiste nach.

Wie viele haben mit Aufrichtigkeit gesaget, daß sie den Andern mehr als sich selbst liebten, sie liebten aber eigentlich nur sich; sie und der Andere waren nur eine Person; sie entzogen nur einem ihrer Theile etwas, um es dem andern zuzuwenden. Sollte es wohl eine Karrikatur seyn, daß jener brave Soldat, dem im Treffen ein Bein weggeschossen worden war, in dessen Stiefel er die geschenkte Tobackspfeife eines über alles ihm theuern verstorbenen Mannes gestecket hatte, sagt: Ich griff erst nach der Pfeife, nachher nach meinem Bein. Nehmen wir an, er habe nach dem Schusse anfangs, wie oft der Fall ist, keinen, oder doch nur leichten Schmerz gefühlet, so ist hier keine Ueberladung eines Ge-

mähldes der äußersten Ergebenheit und des herzlichsten Andenkens: hätte ihn aber der ganze Schmerz im Augenblicke der Verwundung befallen, denn die sanften, innigen und liebevollen Gefühle gedeihen nur bey einem behaglichen Zustande, und verschwinden gewiß bey wüthenden Schmerzen, so ist die Schilderung unnatürlich. Ein grober, zu persönlichen Beleidigungen aufgelegter Mensch, ergötzet sich an den ihm erwiesenen Höflichkeiten, die er für einen ihm abgetragenen Tribut ansiehet, und merket nicht, daß der Höfliche ihm einen Tribut auflegt, und für ihn wirklich nichts gethan hat, sondern den Ungesitteten, wenn er noch nicht ganz viehisch grob geworden ist, zur Gegenhöflichkeit zwingen will. Ein zu allen Zeiten kluger Mann wird immer höflich seyn; er will ja, daß seine Nebenmenschen seine Absichten, sein Wohlseyn, immer befördern sollen; er weiß, viele Gefälligkeiten werde er von Andern nicht eher erlangen, als bis sie ihn achten; wenigstens will er sie von Beleidigungen gegen sich abhalten, damit sie nicht unmittelbar ihm ein Uebelbefinden erregen. Der Höfliche bringet die Groben, wie man es nennet, aus dem Takte; er macht sie irre, damit sie ihre

gewohnte Handlungsweise nicht fortsetzen können. Sie werden gegen den Groben ihre alte Fertigkeit behalten, und sie wohl gar noch vermehren. So weit als der Höfliche sich von ihnen entfernet, müssen auch sie von ihm entfernet bleiben; die Höflichkeit, welche der Ausdruck der Gerechtigkeit im Umgange und einer Hochachtung fremden Werthes ist, nöthiget den Groben, daß auch er sich selbst achte; daß er den Mann, welcher ein so angenehmes Gefühl in ihm erwecket, schätze, und bereitwilliger werde, gegen denselben die ersten Pflichten der Geselligkeit nicht zu verletzen. Durch bloße Grobheit, wenn sie von keiner Uebermacht begleitet wird, werden wir einen hochmüthigen Groben von seiner eingebildeten Höhe nicht hinab stoßen, und ihn auch nicht zwingen, uns über sich zu setzen; nein, wir müssen ihn noch höher zu stellen scheinen, so wird er bald fühlen, daß wir über ihm stehen, und ihn zu uns erheben wollen. Freylich ist alle unsre Höflichkeit verloren, wenn der Grobe sie als eine Furchtsamkeit und Unterwerfung auslegt; wenn er meinet, unser Betragen zwecke allein auf unsern Vortheil ab: wir müssen uns so zu benehmen wissen, daß er uns nur für ihn, nicht für

uns handelnd erblicke. Wüßte auch der Menschenkenner, es gehe das ihm von Andern erwiesene Wohlwollen nur auf sie selbst, so wird er doch die Illusion, als ob man nur ihm es erweise, befördern, zur Vermehrung seines eigenen Wohlwollens: er wird die Höflichen lieben, als ob sie seine Muster wären, wie er selbst sich künftig lieben und hochachten sollte. Sehr alt ist die Regel: wer geliebet seyn will muß entweder Andere lieben, oder sie glauben lassen, er liebe sie. Alle Handlungen gegen Menschen sind nur ein Tausch; wir geben nur dasjenige weg, was wir für schlechter, als das Zurückzubekommende, halten.

Was wir wider Andre thun, das thun wir auch wider uns.

Wir sind Glieder einer Menschenwelt, wo die Theile im innigsten Zusammenhange stehen; wo die Beschädigung des einen Gliedes entweder auch das andere Glied beschädiget, oder es wenigstens in Gefahr setzet, unterzugehen. Der unrecht Handelnde strebet wider den allgemeinen

Zweck,

Zweck, und also auch wider den seinigen; er lädirt fremdes Eigenthum, und setzet auch das seinige aufs Spiel. Wer in die Grenzen der Mitbürger übergehet, in dessen Grenzen gehet das ganze Volk über; auch dieses ist, da ein Theil desselben leidet, angegriffen worden; es hält, obgleich es noch ganz roh wäre, auf die Gleichheit, und meinet, berechtiget zu seyn, das was ihm der Andere thut, demselben wieder zu thun. Der Gesetzübertreter reget die Furchtbarkeit der Gesetzmacht wider sich auf, daß er sich selbst verwundet; er dachte etwas zu gewinnen, und er muß besorgen, alles zu verlieren. So wie unser Nebenmensch für unser Wohlwollen uns nicht eben dasselbe wieder erzeiget, eben so vergilt der Mitbürger auch das ihm erwiesene Uebelwollen nicht durch ein gleiches: der Zornige hat dem Andern einen Zahn ausgeschlagen, und es würde oft wohl unmöglich seyn, einen Zahn dem Frevler eben so auszuschlagen; dieser muß ein Aequivalent hergeben, und sollte es ihm auch unendlich mehr schmerzen als jenem der Verlust seines Zahnes. Nur in einem barbarischen Zeitalter konnte jemand es schicklich finden, daß die nächtlichen Banditen, welche den Abälard zu Aus-

schweifungen der Wollust untüchtig machten, eben so verstümmelt wurden. Die Strafe muß die aufgehobene Gleichheit wieder herstellen, nicht aber eine noch größere Ungleichheit bewirken. Der Eine gibt für Gleiches ein Gleiches, und gewinnet dabey; der Andere verlöre dabey alles, ihm würde Ungerechtigkeit erwiesen, und er dürfte wieder auf Schadenersatz dringen; und so ginge der Streit in Ewigkeit fort. In einer vernünftigen Gesellschaft entspringet die Strafe nicht aus der Rache, sondern nur aus Nothwehr. Der von den bösen Mitbürgern Verletzte hat durch ihre Handlungen vielleicht keinen Schmerz empfunden, und wendet doch den Schmerz bey den Beleidigern an, um ihnen für die Zukunft die Lust zu Beleidigungen zu benehmen. Gott rächet sich nicht, auch die Natur rächet sich nicht; durch die äußern Schmerzen wird der Mensch vor der Auflösung seiner Maschine, und durch das Gefühl der Unlust, vor der Vernachläßigung seiner Vernunftkultur, und des Entwickelns seiner Menschheit, denn allein sie gibt die wahren und also dauerhaften Lebensfreuden, gewarnet. Daß unbürgerliche Handlungen immer Schmerz erregen, hänget nicht von der Natur, sondern von

dem freyen Menschen ab; ohne den Beystand des jedes raubsüchtige Gelüsten bändigenden Schmerzes würde nie ein Bürgerleben eingerichtet werden. Unmoralische Handlungen erregen in jedem, auf der Bahn freyer Ausbildung fortgehenden Menschen, Unlust, denn er hat die Menschheit, oder die durch die sinnliche Natur vorstellende und wirkende Vernunft zu achten angefangen: er kränket sich durch den Anblick der Abnahme seiner Menschheit, durch den Vorwurf der Unmündigkeit, und des Zuruckschreitens zur Thierheit. Diese Unlust wird also nur durch die Natur des sich zur Moralisirung berufenden Menschen erzeuget; in ihm wirket wohl weniger der aus seinen schlechten Handlungen vorausgesehene Schaden, als eine viel tiefer liegende Verbindung der sinnlichen Welt mit unsern Vernunftbegriffen: die schöpferische Einbildungskraft peiniget uns durch die innern Erscheinungen der dem allgemeingültigen Muster widersprechenden, und sich unter einander zerstörenden Gestalten. Der unmoralische Mensch muß selbst sich bestrafen, die Vorwürfe andrer Menschen müssen von ihm wiederhohlet, also für gerecht gehalten werden, wenn sie in ihm unangenehme, bessernde Gefühle wir-

ken sollen. Hat er gegen seine Mitmenschen unmoralisch gehandelt, so hat er auch gegen sich böse gehandelt; seine Vergehungen selbst belegen ihn mit Strafen, welche nur nothwendige Folgen der ewigen Gesetze seiner Natur, der Totalsumme des Erkenntniß- und Begehrungsvermögens seyn müssen. Was wir den unvernünftigen Wesen Mißfälliges thun, kann uns allerdings dadurch verderblich werden, daß es uns ihre Rache zuziehet, und uns von ihrer Unvernunft leiden läßt. Viele Menschen verrathen ihre geringe Aufmerksamkeit auf sich, daß sie die metaphorischen Ausdrücke, „Strafe und Rache der Natur," im eigentlichen Sinne nehmen, als ob die Natur ein vernünftiges oder gar unvernünftiges Thier wäre. Wollten wir den falschen Gebrauch der Worte auch eine Ungerechtigkeit gegen dieselben nennen, so könnten wir sagen, daß auch diese strafen und sich rächen.

Der Mensch hat eigentlich keine andere Beschäftigung als den Menschen.

Die Dinge, mit welchen sich der Mensch beschäftiget, sind entweder für ihn, oder wider ihn; sie sind aufs innigste mit seinem Wesen verbunden; wenn er sie erkennet und behandelt, so erkennet und behandelt er sich. Der Mensch selbst thut das Meiste für die Hervorbringung seines Dinge; die Natur gibt dazu nur die rohen Materialien her, woraus er sich die Dinge für seinen Zweck formen will, sie aber oft wider seinen Zweck einrichtet, da er entweder schlechte Materialien wählet, oder bey den tauglichen einer schlechten Methode der Zusammensetzung sich bedienet. Wir bedürfen so vieler Arten von Menschen, die wir aber für uns bilden müssen; die Natur gibt uns zwar Eltern und Anverwandte, doch keine Freunde und Feinde: auch die Menschen, durch welche etwas aus freyer Entschließung, für die Gesellschaft, geschehen soll, müssen erst von uns dazu geformet werden. Wir sind über das Mißlingen unsrer Absichten oft unzufrieden, obgleich wir selbst sie untüchtigen Wesen zur Ausführung überlassen haben.

Der Mensch ist ein zwiefaches Geschöpf; der intellektuelle und der empirische Mensch; beyde müssen wir sowohl abgesondert, als in Verbindung erkennen. Der intellektuelle Mensch offenbaret sich in der Wissenschaft; dieser ist der Urmensch, der Gesetzgeber für den empirischen, der scholastische Mensch, der nur nach einer in Jahrtausenden erprobten Methode ausgebildet werden kann. Die Erkenntniß und die Ausbildung desselben sind unzertrennlich; daß diese nicht unmöglich ist, beweiset uns auch schon dasjenige was darin geschiehet. Wir entwickeln den intellektuellen Menschen, sein Inneres, wenn wir die Logik, Metaphysik und Mathematik, als Wissenschaften, aufstellen; diese wären die Theile der reinen, der wissenschaftlichen Anthropologie, oder der reinen Physiologie des Menschen. Der empirische Mensch ist die Physiologie aus sinnlichen Wahrnehmungen, oder die empirische Somatologie und empirische Psychologie; hier ist der historische Mensch, zu dem wir die Materie durch unsre Empfindungen auffassen, nachher aber den rationalen Erkenntnissen gemäß verarbeiten. Ohne die rationale Anthropologie gibt es keine empirische; ohne jene wären die äußern Wahrnehmun-

gen der Menschennatur nur einzelne Haufen unverbundener Eindrücke auf die Sinnenorgane; höchstens, da doch unser Denken ohne alle logische und metaphysische Begriffe unmöglich ist, unsystematisch zusammengestellte Erkenntnisse. Doch sollten uns diese mangeln, so würde die ganze Wissenschaft ein bloßes Schema, leer von allem Inhalte seyn.

Der letzte Zweck der rationalen Anthropologie ist die Weisheit, und gründet sich auf die durch Bewußtseyn entwickelten Elementarwahrheiten in unserm Geiste. Der Zweck der historischen Anthropologie ist die Klugheit. Durch die Beobachtung des Handelns der Menschen lernen wir wohl eben nicht, wie sie sind, sondern nur wie sie uns vorkommen: das Bild, das wir uns von ihnen in der Vorstellung machen, sind wir freylich gewohnt, die Menschen selbst zu nennen. Die Erfahrung lehret uns nie von einem Dinge, wie selbiges ist; auch sie könnte ihrem, blos an ihr hängenden, Schüler, was die Vernunft schon unwidersprechlich bewiesen hat, zeigen, daß wir den äußern Menschen immer nur unvollkommen erkennen, und ihn zu jeder Zeit auf eine andre Art uns vorstellen werden; daß er sich unaufhör-

lich vor uns erneuert, wir ihn nie fest halten können, weil selbst wir nie zu einem Stillstande gelangen. Durch die Erfahrung von den mancherley Fähigkeiten unsers Mitmenschen, seiner stets sich verändernden Verhältnisse gegen uns, seiner Zuneigung und Abneigung, kurz, durch das Beobachten, was von ihm für uns brauchbar ist, lernen wir, ihn für die tausenderley Absichten unsers Lebens, die doch endlich nur Mittel der immer nur gehofften, nie erreichten Glückseligkeit seyn sollen, brauchen. Zu Beförderern unsers dauerhaften Wohlergehens müssen wir die Menschen erst erziehen; es hat sie die Natur zu selbigen kaum mehr als die Thiere und die leblosen Wesen gemacht. Die Erziehungskunst müssen wir, sowohl bey uns als bey andern Menschen, unser ganzes Leben hindurch anwenden. Der Mensch soll nie sich einbilden, er werde jemahls keiner Schule mehr bedürfen; auch soll er keine Dinge, deren er sich bedienen will, einen Augenblick, denn sonst verwildern sie, aus seiner Zucht entlassen. Wer den Zügel der Menschen einmahl ergriffen hat, um sie auf sein Ziel hinzulenken, halte ihn mit fester Hand, damit sie nicht, wenn sich ihre thierische Natur gegen seine

Herrschaft empört, ihn an ein Ziel hinreißen, wohin er nicht gedachte. Der vollkommene Erzieher ist der vollkommen Kluge; die vollkommene Erziehung ist die Moralisirung, das Hinlenken auf den von allen zu erreichenden Zweck. Der vollkommen Erzogene ist der Weise, der für das höchste Gut, und auch für uns arbeitet, wenn wir uns moralisiren: von ihm können wir erwarten, er werde auch für jede unsrer vernünftigen Absichten, da er sie auch für die seinen anerkennen kann, thätig seyn. Dem Trägen, welcher wünschet, es möchte die mit ihm verbundene Menschenwelt, eben so wie das Planetensystem, ihren Lauf ohne sein Zuthun fortsetzen, muß es sehr belästigend vorkommen, in stets gespannter Aufmerksamkeit auf seine Behandlung der ihn umgebenden Menschen zu leben: er siehet, wie sie, sich selbst überlassen, sein in einer Reihe von Jahren erbauetes Gebäude der Glückseligkeit in einem Augenblicke zerstören können. Er beklaget sich auch wohl über die Beschwerden, alles was er thut, nach immer gegenwärtigen, mit vollem Bewußtseyn zu denkenden Regeln zu thun: dieses vernunftmäßige Handeln ist aber eine unerlaßliche Schuldigkeit; und wäre sie auch beschwer-

lich, so ist es dennoch eine Schwachheit, über die unveränderliche Natur eines Dinges mißvergnügt zu seyn, und es ist ungerecht, den Tadel, der uns treffen muß, auf eine unschuldige Sache zu wälzen. Durch die treue Uebung im Behandeln der Menschen werden wir zu einer solchen Fertigkeit gelangen, daß wir über das richtige Verhalten Anderer gegen uns, wie über unser eigenes Verhalten, ohne Beschwerde zu wachen vermögen.

Wer zur empirischen Anthropologie gelangen will, muß gesellig seyn; er muß die Neigung, die menschliche Gesellschaft zu erhalten, in sich ausgebildet haben; er muß die Regeln studiren, ohne welche die Menschen nicht beysammen leben können. Das Wohlwollen gegen Menschen führet uns zur Geselligkeit, und entstehet, da selbiges zur Bildung der menschlichen Gesellschaft, dieses großen Zweckes der Natur, so unentbehrlich ist, schon aus dem Instinkte, und in der Folge aus dem Erkennen der durch nichts ersetzlichen, und nur von uns zu erwerbenden Nützlichkeit der Menschen. Dieses Wohlwollen ist ein so angenehmes Gefühl, welches uns da, wo es vollständig ist, bis zur liebevollsten Vergessenheit

unsers Glückes führet: der Wohlwollende wird also, da er zu den uneigennützigsten gehört, auch der Geselligste. Wie viele Aufforderungen haben wir nicht, dieses Wohlwollen in uns zu erhalten, damit wir uns gern unter die Menschen mischen, wir sie erkennen lernen, und zu den Beförderern unsrer wichtigsten Angelegenheiten machen. Wir müssen aber auch den Bewegungsgrund der Glückseligkeit, das Wohlwollen selbst, richtig studiren, sonst täuschen wir uns zu oft in Beurtheilung der Menschen, werden einseitig, sehen nur die liebliche Seite, und lernen nicht einmahl den halben Menschen kennen. Wäre Wohlwollen der einzige Antrieb, der uns zum Umgange und Erkennen der Menschen nöthiget, wir hätten wohl selten den Muth, auch die unliebenswürdige Seite der Menschen zu erkennen: es erreget uns Schmerz, die Gebrechen geliebter Personen aufzudecken, obgleich wir der nie verstummenden Stimme unsrer Pflicht gehorchen müssen, auf den ganzen Menschen, und auch auf seine Häßlichkeit, die Aufmerksamkeit zu heften. Das Wohlwollen aus Instinkt, wie dasjenige, welches aus der Liebe der Eltern gegen ihre Kinder, aus der Geschlechtsliebe, und aus dem oft

unerklärbaren, immer wenigstens sehr versteckten Verhältnisse der Menschen gegen einander zur Erzeugung der Freundschaften, entspringet, ist sehr veränderlich; das befriedigte Bedürfniß erzeuget den Wankelmuth, und wohl gar den Haß. Wollten wir wohl dem Instinkte die wichtigen menschlichen Angelegenheiten überlassen, der, wenn wir die Aufsichtsmacht über ihn aufgeben, eben so leicht gegen uns, als gegen die Dinge wider uns seine Kräfte wendet, und dem Menschen gewiß eben so schädlich als nützlich seyn kann. Das aus der erkannten Nützlichkeit der Menschen in uns entstandene Wohlwollen, ist schon zuverläßiger; es ist verständiger, ruhiger, erschöpfet nicht so leicht unsre Gefühle, und währet doch so lange, als der Mensch zu unsern Absichten unentbehrlich zu seyn dünkt.

Es ist moralische Pflicht, sich um Menschenkenntniß zu bewerben.

Der moralische Mensch bemühet sich, die vollkommenste Methode der Behandlung der Menschen zu verstehen; auch sein Erkennen und Behandeln der andern Dinge gehet zuletzt auf den Menschen, auf ihn selbst: der Mensch ist der letzte Zweck der Dinge; wir sollen ihn kennen lernen. Wir sollen uns selbst erkennen; bevor wir Andere erkannt haben, können wir uns nicht erkennen. Alle unsre Erkenntniß fänget von den Außendingen an; wir hatten mit unsrer Aufmerksamkeit schon lange unter den Menschen umher geschweifet, ehe wir zu uns zurück kehrten. Haben wir eine Zeit lang unsre Menschenkunde mit uns bereichert, so gehen wir wieder zu den Andern, um uns und sie jetzt gründlicher zu erkennen. Wir verstehen sie nicht eher vollkommen, bis wir uns vollkommen verstanden haben; unser Selbst gibt den Maßstab zur Bestimmung der unbekannten Charaktere an. Wir können von fremden Herzen wenig wissen, wenn uns das unsrige fremd geblieben ist; was wir nie in uns wahrnahmen, nicht einmahl als Anlage, das ent-

decken wir auch nie in Andern: wir könnten zwar von vielem, was in ihnen seyn soll, sprechen, wir erzählen aber nur das was Andere erzählten. Wer nicht viel mit Andern gelebet hat, der lebet auch mit sich nicht viel; er muß sich mit ihnen in unzählige Verhältnisse setzen, um zu erfahren, was an ihm selbst sey. Der Mensch, das Geschöpf der Freyheit oder der Kunst, weidet nicht mit andern Menschen wie ein Thier in der Heerde, sondern sein Leben bestehet in der strengen Erfüllung seiner Pflicht, die er ohne anhaltende Aufmerksamkeit auf sich selbst weder denken noch thun kann. Erfüllet er seine äußern Pflichten nur auf das Gebot dessen der Gewalt über ihn hat, so fehlet es ihm noch gänzlich an Menschenwürde: die innern, die moralischen Pflichten kann er gar nicht auf fremdes Gebot erfüllen; er kann sie durch bloße äußere Belehrung nicht einmahl verstehen: er muß sie aus tiefer, eigener Selbsterkenntniß ableiten; er muß sie in sich erkennen, und durch sich thun. So müssen wir andere Menschen erkennen, um uns zu erkennen, da wir kein Ding, ohne daß es mit den Dingen umher verglichen worden ist, einzusehen vermögen: ein einzeln stehendes Ding ist

ganz unverständlich; stellen wir es unter keine Geschlechter, so wissen wir auch nichts von seinen Merkmahlen; es ist für uns so gut wie gar nicht da.

Wir müssen unsern physischen Zustand kennen, wenn wir selbigen zweckmäßig erhalten wollen. Wären wir auch noch so erbittert gegen unser Daseyn, daß wir das Leben gar für nichtswürdig, für einen Fluch achteten: so dürfen wir doch das, was wir darin thun sollen, unsre Pflichten, nicht geringe schätzen. Der Körper muß den Dienst der Seele thun, er ist ihr Werkzeug; dieses sey aber von Natur auch noch so vortrefflich, so muß dasselbe doch ausgebildet und richtig gebrauchet werden, oder es gelinget uns kein geistiges Geschäft. Hierzu müssen wir unsre thierische Natur, und die Kräfte unsers Körpers kennen; wir müssen ihn beobachtet haben, wie seine Vermögen am besten entwickelt, gestärket, und die Hindernisse gegen selbige überwältiget werden. Diese äußere Selbsterkenntniß wird uns zu einem langen, auch wohl glücklichen Leben führen; wir werden tausend Gefahren und verderblichen Gemüthsbewegungen entgehen können. Jeder von uns wird sein eigener Arzt seyn; er wird sich

durch die Behandlung seiner Naturkräfte, ohne Arzeney (im engern Verstande) erhalten, sich den zerstörenden Krankheiten unzugänglich machen, und diese, wenn sie eingebrochen sind, von sich abwehren; er wird nur von der allgewaltigen Natur, und von sich abhängen. Wer die Keime des Edeln in sich zu pflegen angefangen hat, wird die Idee einer gänzlichen Unabhängigkeit, von den Menschen und von den übrigen Dingen, bald fassen; er will sein Herr seyn, damit ihn nichts hindere, das, was er thun soll, zu thun. Freylich bleibet es immer nur eine Idee, keinem Dinge unterworfen zu seyn; glichen wir auch den großen Dichterwesen, dem Jupiter und Apollo, an Stärke und Geschicklichkeit; so würden wir doch der ewig unermüdeten, nie alternden, stets mit neuen Riesensöhnen gegen die menschlichen Kräfte kämpfenden Natur, oft unterliegen müssen. Und doch soll der Mensch den Kampf nie aufgeben; auch das Wenige was er, an Unabhängigkeit von der Natur, gewonnen hat, ist kostbar; er soll blos von der Stimme der Pflicht abhängen, und sich durch nichts, wenn er ihr folgen will, den Weg vertreten lassen.

Man ist schon des Einwurfes gewohnt, es

könne

könne uns die zur Erkenntniß und Beherrschung unsers körperlichen Zustandes nöthige, anhaltende Aufmerksamkeit auf uns gefährlich werden. Nur seichte, von ihrer Phantasie tyrannisirte Menschen, von welchen die Merkmahle der Dinge nicht gehörig von einander unterschieden werden, mögen sich wohl einbilden, jede Krankheit, wovon sie nur lesen, zu haben. Ein eingebildeter Kranker gehöret, eben so wie ein Mensch, welcher von einem bösen Dämon besessen zu seyn glaubet, zu einer Art von Verrückten. Ohne Aufmerksamkeit auf uns werden wir nie die für jeden so nothwendige Kenntniß der Diät erlangen; wir müssen nicht blos die allgemeine, sondern auch die allein für uns gehörige Diät verstehen. Jeder hat seine eigene Art, krank und gesund zu werden; jeder hat seine ganz eigenthümlichen Verhältnisse gegen die Dinge der Welt; die vortrefflichste Lebensweise des Einen kann den Andern elend machen: wir sollen nicht nachahmen, sondern das uns Heilsame selbst auffinden; sogar sollen wir auszumitteln uns bemühen, was zu jeder Zeit, und an jedem Orte, für uns das Wohlthätigste sey. Wir können unmöglich eine immer gleiche Diät beobachten; in der Jugend

bedürfen wir einer andern Pflege des Körpers als im Alter. Der in Arabien, und selbst schon in Griechenland, reisende Däne oder Schwede würde sich tödten, wenn er dort seine gewohnte Bekőstigung fortsetzen wollte. Die allgemeinen Regeln der Erhaltung der Gesundheit, welche durch die Erfahrung vieler Jahrhunderte bestärkiget werden, mögen wir wohl von Andern lernen; aber die besondern Regeln für uns müssen wir selbst auffinden; wir müssen prüfen was uns nützlich und schädlich ist; wir allein, und kein Anderer, können den eigenthümlichen Einfluß der Dinge auf uns fühlen. Wer die Sorge für sein Leben ganz den Aerzten anvertrauet, machet sich zum Sklaven, nicht nur in der physischen, sondern auch in der moralischen Welt. Ein echt philosophischer Mann, der zu jeder Zeit des Gedankens der Freyheit eingedenk ist, wird nie ein Freund der Arzeneyen werden, welche blind ihn in das Grab hinab stoßen, oder blind ihn davon entfernen. Er ist ein Freund der Untersuchungen der Natur, und ist den Aerzten, als den vornehmsten Naturforschern, hold, denn auch für ihn bleibt der Mensch der wichtigste Gegenstand der Natur. Der Arzt, welcher die wenigsten Ar-

zeneyen gibt, aus Ueberzeugung, er sey nur ein Gehülfe, nicht aber ein Schöpfer der Natur; er müsse hier derselben nachfolgen, dort den Weg bahnen, und die Hindernisse gegen sie wegräumen; er müsse seinen Kranken die Herrschaft über sie so viel als möglich nicht entreißen, damit er auch ihren innern Menschen stärke, ist der beste Arzt, der kunstverständigste und edelste Mann, ein Freund und Mitregent der erhaltenden Natur. Vollendete Kunst ist die am zweckmäßigsten behandelte Natur. Das Ideal für die Aerzte, welche die bleibenden Wohlthäter der Menschheit seyn sollen, ist der Gott in Menschengestalt, der zu dem Kranken sagte: Nimm dein Bett, und gehe heim! Der wackere Arzt bedienet sich zur Heilung der Kranken keines andern Mittels, als nur eines solchen, welches sie in sich, und allenthalben um sich, haben; er suchet die köstlichen Apparate, die schwer zu erfindenden Werkzeuge, die verwickelten Theorien, und mühseligen Methoden, immer entbehrlicher zu machen; er eröffnet den Quell des Lebens in den Kranken selbst, den sie immer mit sich führen können, da jeder Einzelne nicht Officinen in seinem Gefolge haben kann, die unter dem Drachenstabe des ungeschickten oder gewissen=

losen Arztes, zu Hundsgrotten und avernischen Pfützen werden. Alt und wohl bekannt ist die Forderung, jeder soll sich ein ganzes Menschengeschlecht werden; er soll fremden Beystandes, eben so wie eine Gottheit, entbehren können.

Wir sollen unsern geistigen Zustand erkennen. Wir haben schon lange unter den Dingen der Welt umher geschweifet, ehe wir auf unser Herz und unsern Geist aufmerksam werden. Die Theorie der innern Selbsterkenntniß macht den Psychologen. Nach dem gegenwärtigen Erziehungsplane des Menschen erwirbt er sich eher die allgemeine, als die besondere und eigenthümliche Erkenntniß seines innern Wesens; er lernet eher eine Logik und jede andere Wissenschaft, die freylich für alle Menschen dieselben sind, deren Sätze aber jedermann auf seine eigenthümliche Weise einkleidet. So sehr auch die Menschen in ihren Worten übereinstimmen, so sehr unterscheiden sie sich doch in den Vorstellungen selbst, in den Bildern, womit sie die Operationen ihres Geistes bezeichnen. Nur durch richtiges Erkennen unsrer selbst ist richtiges Handeln möglich, durch die Erkenntniß unsrer Grundthätigkeiten fangen wir an, Gesetzgeber zu werden: durch das Verstehen unsrer

Neigungen und Leidenschaften lernen wir die Beförderungsmittel des menschlichen Handelns, und die Hindernisse gegen die Ausführung des guten Willens kennen und überwältigen. Jeder hat seine eigene Stellung gegen die Welt, seine eigenthümliche Handlungsweise, die durch die Anlagen, Neigungen, Fertigkeiten, die Art der Ausbildung, und durch alle eigene Verhältnisse seiner gesammten Natur gegen die Dinge der Welt, bestimmet wird. Der am meisten moralisirte Mensch muß am tiefsten in das Wesen der Dinge und Menschen schauen, denn er gibt selbigen die allgemeingültigste Form.

Wo wir der Menschenerkenntniß bedürfen, da sollen wir sie uns auch erwerben.

In den Menschengesellschaften, wo wir der Menschenkenntniß bedürfen, sollen wir zu ihr auch zu gelangen suchen. Dem gänzlichen Einsiedler ist die Einsicht in die Menschennatur unnütz, denn er verliert bald die Aufmerksamkeit auf sich, kennet allmählig sich selbst nicht mehr, und wird endlich gar vernunftlos. In der Men-

schengesellschaft allein, erlangen wir noch nicht ganz die für unser Leben heilbringende Menschenkenntniß; wir sammeln daselbst nur die Materialien dazu ein, die wir in der Einsamkeit verarbeiten müssen. In dem Gedränge unter Menschen, wo der Haufe der verschiedenartigsten Wahrnehmungen auf uns eindringet, können wir diese noch nicht gehörig mit einander vergleichen, sorgfältig analysiren und ordnen. Nur in der Einsamkeit können wir diesen Vorrath für unser Lebenssystem bilden, um geschickter, klüger und weiser zu werden. Wer immer im Menschengewühle ist, wird von den Wahrnehmungen überladen, und wie Reisende, welche durch die Länder fliegen, sein Gedächtniß schwächen: er wird abgestumpft, fühllos gegen neue Eindrücke, und bemerket selbst das nicht mehr, was vor seinen Augen stehet. Wem darf man es wohl wiederhohlen, daß die angenehmsten und unangenehmsten Gegenstände, welche stets auf uns wirken, endlich ihre Macht verlieren und uns gleichgültig werden; daß wir in ununterbrochenem Geräusche, und in den empfindlichsten Gerüchen lebend, sie bald nicht mehr wahrnehmen. Selbst zwischen Gesitteten und Ungesitteten, Geistreichen und

Dummen, Tugendhaften und Bösen, verlieren sich, wenn wir sie immer nur sehen, ohne über sie zu denken, die scharfen Grenzlinien. Von Menschen gedrängt und übereilt, bilden wir kein System aus.

Wir sollen die Menschen selbst, nicht ihre bloßen Kopieen, studieren. Unendlich groß ist der Nutzen der wohl angewandten Gelehrsamkeit in den Schilderungen der Menschen: dächten wir aber, allein durch einen Haufen roher historischer Kenntnisse groß zu werden, so handeln wir gewiß zu oft zweckwidrig, und täuschen uns, durch die Meinung viel zu wissen, schon im Besitze wahrer Klugheit zu seyn. Durch das Lesen anthropologischer Schriften allein werden wir nur schlechte Menschenkenner; in Büchern sehen wir nur die Menschenporträte, die schon der Künstler durch ein sehr verstellendes Medium ansah, der mehr eigene Geschöpfe, als Naturwesen lieferte. Wer sich nach Beschreibungen wieder neue Bilder macht, erblicket die verstellten Kopieen durch sein Medium noch verstellter. Wer hat denn das scharfe Auge, welches, durch alle Uebertünchungen und Masken hindurch, den nackten Menschen siehet: man darf uns eben nicht nach

den Höfen hin verweisen, wo wir lauter Nachahmungen, oder gar Nachäffungen, von Menschen finden sollen; wo die Menschennatur wie an Spalieren und in Treibhäusern gepfleget wird, in welchen wir auch keine Bäume, wie im natürlichen Zustande, mit voller Lebenskraft sich ausbreiten sehen. Nur da würden wir wirkliche Menschen finden, wo kein Interesse ist, sich zu verstellen; aber schon in den halbwilden Völkern ist lauernde Falschheit, die sich schon bey der ersten Bildung der Gesellschaft entwickelt. Viele Bücher sind getreue Spiegel zum Zurückwerfen unsers Bildes; wollen wir aber immer nur noch den Schatten sehen, so gewöhnen wir uns an unbestimmte ungeprüfte Regeln; wir kommen zu leicht in Gefahr, Machtsprüche zu thun, da wir selbst auch in der Natur nur vorüber strömende Menschengestalten wahrnehmen. Auch ein bloßer Büchergelehrter, ein Autodidaktos, ist bald ein stolzes, bald ein gegen sich sehr mißtrauisches Wesen, das sich bald für vollendet, bald für ein kümmerliches Fragment ansiehet. Wer nur aus Büchern eine Menschenkunde aufgefasset hat, der wird dieselbe nie für so zuverläßig halten, als wenn er sie aus seiner eigenen Erfahrung, von

den ihm gegenwärtigen Menschen, sich erworben hat; hier wird sie sein wahres Eigenthum, vorher war sie nur geborgt, und er mußte immer fürchten, man werde sie entweder für unächt befinden, oder bald von ihm zurückfordern.

Von den mit Menschen anzustellenden Versuchen.

Unsre ausgebreitete Naturkenntniß erwerben wir uns durch die mit den Dingen angestellten Versuche; begnügten wir uns blos mit dem Beschauen der Verhältnisse, worin die Natur die Dinge setzet, so würden wir nur sehr seichte Physiker werden. Die oft sinnreich erdachten Experimente lassen uns tief in die geheimsten Werkstäten der Natur eindringen; wir vervielfältigen uns die Ansicht der Welt, bilden uns wohl gar neue Welten, und erheben uns zu Gebietern über sie. Auch mit Menschen müssen wir Experimente machen, um uns ihr Innerstes aufzuschließen; wir müssen sie in mancherley Lagen bringen, damit sie handeln, und sie sich selbst wider ihren Willen verrathen. Ein Mensch, welcher gar nicht han-

delt, ist für uns ein bloßes Gemählde, ein leblöses Produkt der Natur, aus dessen Betrachtung wir höchstens die Anlagen, und seine möglichen Verhältnisse zu den Dingen muthmaßen können. Die natürlichsten Verbindungen, in die wir den Menschen versetzen, sind die besten; er muß nicht erschüttert, nicht außer sich versetzet, nicht sich fremde gemacht werden. Gemüthsbewegungen, welche das ganze Nervensystem des Menschen verändern, und ihn der Besonnenheit berauben, können ihn zwar überaus thätig oder unthätig machen, er ist aber nicht mehr der gewöhnliche Mensch. Auch ein Berauschter ist nicht mehr in dem Zustande, worin er seine wahre, bleibende Natur entdecken könnte; seine körperliche Beschaffenheit, seine Empfindungen, und sein Gedankengang, sind ganz verstellet. Er mag wohl weniger vorsichtig geworden seyn, und der trivialsten Klugheitsregel nicht gedenken, die ihn warnet, seine und fremde Angelegenheiten, wenn das Verrathen ihm und Andern Nachtheile erzeugt, nicht auszuplaudern: aber hier sehe ich nicht mehr seine wirkliche Handlungsweise; denn auch die Art sich zu maskiren, gehört zu seinem Eigenthümlichen. Wir müssen den zu erforschen-

den Menschen nur so viel in Affekt gerathen lassen, daß er vor unsern Augen handle. Die außerordentlichen Lagen, in die wir den Menschen bringen könnten, sind zum Glücke sehr selten; und in einer Welt, wo Gerechtigkeit und Wohlanständigkeit gilt, dürfen wir uns auch fast nie erlauben, den Menschen in eine solche Lage zu zwingen, wie den Vogel, welchen wir aus seinem Neste unter die Glocke der Luftpumpe setzen. Wer einen berauschten, eingeschlafenen Bauer von der Straße in ein fürstliches Bett, im prächtigen Palaste, trug, konnte sich wohl an dem dummen Erstaunen, an dem pöbelhaften Benehmen, und an den mit der glänzenden Umgebung so hart contrastirenden Sitten und Reden des Ausgelüchterten, belustigen; konnte auch wohl die veränderte Bösartigkeit des Bauers, bey dem Uebergange von dem Gefühle der Knechtschaft zu dem Gefühle der Herrschaft, beobachten; sah aber nur sehr undeutlich, wie sich dieser ungestaltete, halb verrückt gemachte Mensch, an seinem eigenen Heerde, auf der Dreschtenne, oder in der Bauernschenke, betragen möchte. Derjenige ist entweder ein sehr rauher und aller Kultur unfähiger, oder ein äußerst fester, unwandelbarer

Mensch, der in eine völlig neue Lage versetzet, seine ganze Gemüthsart und Handlungsweise nicht verändert. Jener gemeine Soldat, der für seinen ausgezeichneten Muth, im Erstürmen einer Schanze, von seinem Monarchen zum Oberofficier gemacht worden war, blieb, in der ihm ganz neuen Lage, derselbe Trunkenbold und Freund seiner Kameraden in den Wachstuben; er war freylich ohne Anmaßung, Affectation und ohne Nachäffungstrieb, aber auch ohne Kulturfähigkeit. Kenneten wir den Agesilaus noch nicht als einen sehr edeln Mann, von dem festesten Charakter, so würden wir ihm zuverläßige moralische Würde schon daher beylegen, weil er als der erste Mann seines Volkes, als Feldherr und Sieger an der Spitze seines Heeres, eine gleich einfache Lebensweise, wie im Privatstande, beybehielt. Dieser Mann konnte in keinen neuen Lebensverhältnissen, weder im Glücke noch im Unglücke, umgestaltet werden; allenthalben konnten die Menschenkenner ihn durchschauen, und mit ihm durften keine Versuche gemacht werden, um unbekannte Seiten an ihm aufzudecken. Wer seine Mitmenschen aus ihren gemeinsten Handlungen, wie sie im Tristram Shandy dargeleget werden,

erkennen kann, wird zu der ausgebreitetsten und reichsten Menschenkunde gelangen, denn er hat in jedem Augenblicke Gelegenheit, in der Seele Anderer zu lesen, und ihm verräth sich ihr Charakter in jedem Laute der Stimme, in jeder Miene und Bewegung des Körpers. Der Mensch ist so sehr geneigt, dasjenige, was er doch beständig um sich hat, außer sich, in der unbekanntesten Wildniß, in Bergschachten und in der Meerestiefe zu suchen: um Menschen zu sehen, reisen wir nach Indien, und können uns des Gedränges der Mitmenschen an unserm Wohnorte nicht erwehren. Wir sind Raritätenkrämer, und schätzen nur das Außerordentliche, das, was niemand außer uns besitzt; wir senken uns in die Finsterniß der Geschichte hinab, da doch rund um uns, im hellesten Sonnenlichte, sich die menschlichen Herzen aufschließen. Schon darum muß Sterne unter die ersten Lehrer der Menschenkunde gezählet werden, weil er uns zum Erforschen der Menschen den reichhaltigsten Stoff, und unerschöpfliche Gelegenheit, gegeben hat. Bekannt genug ist die Methode der Pädagogen, ihren Zögling während des Spieles zu beobachten, wenn er am seltensten den Mimiker macht, sorglos die Selbstbe-

obachtung vernachläßigt, kurz, am natürlichsten handelt. Selbst die Erwachsenen scheinen im Spiele zu der Aufrichtigkeit der Kindheit zurück zu kehren, und auf eine Weile die Verkleidungen abzulegen.

Bey der wenigen Gelegenheit und Macht, welche wir besitzen, unsre Nebenmenschen aus ihrem Schlupfwinkel hervor zu locken; bey der Unmöglichkeit, sie in Lagen zu bringen, worin wir auf den Grund ihres Herzens sehen können, müssen wir ihnen gemeiniglich im Gespräche nur Veranlassung geben, sich zu verrathen. Es ist sehr richtig gesaget: Wer nicht spricht, den siehet man nicht. Nicht blos das erkennende, sondern auch das begehrende Wesen, mit allen seinen Gedanken und Empfindungen, offenbaret sich in seinen Worten. Wer das Auge zu Hülfe nimmt, um auch im Gesichte des Redenden zu lesen; wer das gebildete Ohr hat, um in dem Tone der Stimme die Beschaffenheit des Verstandes und der Gesinnungen zu vernehmen: wird hier noch sicherer als aus bloßen Worten, (die auch, in Handschriften dargestellet, oft Verräther des innern Menschen sind,) den fremden Charakter verstehen. Der Lügner kann sich leicht in Wor-

ten verstellen, schwerer noch im Tone seiner Stimme, am schwersten in seinen Mienen und Augen, wo die Seele sich am wenigsten verbergen läßt; er fürchtet auch weniger das Ohr des Andern, als den durchbohrenden Blick des Menschenkundigers, durch dessen richterliche Gewalt der geübte Bösewicht und Heuchler oft in Schrecken gesetzet wird, daß er die Wahrheit verrathen muß.

Unsre nicht gehörig verhehlte Absicht, den Andern zu erforschen, verleitet ihn oft zur Verstellung.

Wer es merket, man beobachte ihn, der verstecket sich; oder es entstehen in ihm solche Gemüthsbewegungen, daß er sich anders zeiget, als er wirklich ist. Selbst sehr rechtschaffene Leute sind, wenn man sie über dasjenige, was allein sie wissen konnten und durften, ausfraget, wenn sie die ungerechte Neugierde nicht gerade zu abweisen wollten, zur Verstellung ihrer Gedanken versuchet worden. Vielleicht hat auch irgend wo ein geschickter Mann im Examen, vor den Herr-

schen Gesichtern derer, die sein Inneres untersuchten, wenig Ehre eingeleget, da er schüchtern und peinlich wurde, und die Empfindung eines vor Blutrichtern Angeklagten hatte. Er legte seinen Prüfern eine zu große Wichtigkeit bey, und brachte sich um die Freyheit seines Geistes; dahingegen ein dreister Mann, der die Fragenden wohl gar geringe schätzet, der die Gegenwart des Geistes nicht verlieret, und freymüthig bleibet, bey weit kleinern Fähigkeiten, als jener Verwilderte, sich mehr zu seinem Vortheile zeiget. Jene Dame ist zum Sprichworte geworden: sie hinkte, wenn sie dachte, man beobachte ihren Gang: und doch war dieser, wo sie sich für völlig unbeobachtet hielt, elegant. Diejenigen Menschen, die vor dem Prüfer ihres Geistes und Werthes unempfindlich bleiben, sind entweder ganz unschuldig, im höchsten Grade ausgebildet, voll moralischer Würde, nur das Zeugniß ihres Gewissens achtend, oder sie sind ganz roh und unverschämt. Wer auch gegen alle Beurtheilung, und gegen die vor seinen Augen vorgenommenen Untersuchungen seiner physischen Brauchbarkeit gleichgültig bleibet, ist entweder ganz frey, oder ganz Sklave; beyde haben im Aeußern nichts zu gewin-

winnen, nichts zu verlieren. Wer sich im Besitze eines reichlichen Auskommens siehet, welches er nur sich zu danken hat, und dessen Erhaltung durch die Gewalt der Gesetze unbezweifelt gesichert ist, der fühlet sich als einen unabhängigen Mann, und achtet das fremde Urtheil über sein Aeußeres nur so viel als es sich geziemet. Man hat die holländischen Bauern als Muster eines ungezwungenen (obgleich nicht allenthalben gepriesenen) Betragens angeführet, daß sie selbst mit einem Großen der Erde sich ohne Verlegenheit unterredeten: sie fühlten sich selbstständig und glücklich im sichern Besitze der Quelle ihres Lebensunterhaltes, und blieben ungeblendet von dem Schimmer des Vornehmern, welcher in ihren unbefangenen Augen höchstens auch nur so viel hatte als er bedurfte, und also ganz zu ihres Gleichen gehörte. Allenthalben wo das Geld, oder das allgemeine Mittel zur unverkümmerten Befriedigung der Bedürfnisse, über den Werth des Menschen entscheidet, handelt man unbefangen vor seinen Mitbürgern, und auch vor den Erdegöttern ohne Aengstlichkeit. Wo Geld für das höchste Gut in der Welt angesehen wird, vermag jeder, oder hoffet wenigstens, selbiges zu er-

langen: edle Geburt hingegen, angeborner Rang, Talente und Schönheit, werden nur auf Wenige vererbet, und durch die Natur nebst den von Menschen unabhängigen Umständen gebracht, also von niemand errungen noch gehoffet. Obgleich jemand sein Geld verloren hatte, so darf er darum noch nicht die Hoffnung, selbiges zurück zu gewinnen, aufgeben; er gibt daher seine Ansprüche auf Gleichheit noch nicht auf; er lebet entweder in der lieblichen Vergangenheit, oder in einer glücklichern Zukunft. Eben da, wo das Geld den Maßstab des Werthes abgibt, findet man viel Frugalität, also auch weniger Dürftige, als dort, wo die verschuldete, unabhelfbare Armuth keine so drückende Herabwürdigung ist: fast jeder kann auf seine Weise, durch Genügsamkeit wohlhabend, unabhängig von Ernährern und Wohlthätern, und frey seyn, ohne auf die peinlichen Conventionen und die Heucheley des Lebens zu merken. Doch auch da, wo das Geld die oberste aller Gottheiten ist, wo die unleidlichste Geringschätzung und Grobheit gegen alle, von welchen man meinet, sie besäßen weniger Mittel sich zu mästen, herrschet, wird es an Verstellung und an getäuschten Menschenbeobach-

tern nicht fehlen. Wir können mit Gelde, so ungeheuer groß auch der Kreis vertauschbarer Dinge ist, nicht alles kaufen: einiges, und oft das Schätzbarste, wird nur für Liebe, Ehre und Geschmack gegeben; Geld allein macht noch nicht ganz reich. Der Mangel ist eine unerschöpfliche Quelle der Heucheley, wer durchaus keines Mannes bedarf, heuchelt nicht, und stellet sich selbst denjenigen, welche ihre Absicht, ihn zu erforschen, laut ankündigen, so dar, wie er wirklich ist. Der so genannte Geldadel, obgleich er sehr ausgebreitet seyn kann, ist viel schwerer zu vollenden, und verleitet, besonders während der Zeit da er erworben wird, viel mehr zur Heucheley als der so genannte Geburtsadel, der für ganz vollständig gilt, und dessen Ansprüche durch die uralte, angewöhnte Vorstellung der großen Haufen von Thiermenschen, er könne vererbet werden, begrenzter und gesicherter geworden sind. Unter den Geldadelichen gibt es die am wenigsten versteckten, und die schamlosesten Betrüger, aus welchen endlich Gewaltthätige und Räuber werden.

Wer die Menschen unbemerkt, damit sie sich vor ihm nicht verbergen, beobachten und sie zugleich thätiger machen will, muß mit ihnen mit-

handeln, und sich ihnen so viel als möglich in allem gleich stellen. Wer unthätig unter die Menschen tritt, sich von ihnen abgesondert hält, der wird für einen Spion gehalten, wird gehasset, und man verbirget sich vor ihm. Der Nüchterne gilt den Trinkern für einen Aufpasser, der sie in ihrer Blöße sehen will: wollte er also, daß sie sich vor ihm ganz verrathen, so müßte er so viel, als die Moralität nicht verletzet wird, seine Nüchternheit nicht bemerkbar machen. Jeder fordert, daß Andere in Gesellschaft eben so wie er verfahren sollen, mit ihm einerley Thätigkeit haben, und sich mit ihm verstehen. Freyheit kann nur da seyn, wo Gleichheit ist; der Mensch handelt nur unter den mit seinen Neigungen und Zwecken Uebereinstimmenden natürlich, hier ist ihm recht wohl, und er gibt auf sich weniger Acht. Wer immer um sich siehet, voll Sorge, von Andern beschädiget zu werden, handelt nicht mehr ganz so, wie er sonst gewohnt war; er hat sich in eine Art von Belagerungsstand erkläret. Wer sich wie ein Unsichtbarer beträgt, der handelt natürlich, und kann auch von Andern am besten verstanden werden. Die Handlungen unsers Mitmenschen, zu welchen wir selbst unfähig

sind, bleiben uns ziemlich unverständlich; wir können davon auch den Zweck nicht einsehen, und sie erscheinen uns wie Affenspiele. Jener Neuling, bey dem Hingange ein Tollhaus zu besehen, von dem er nur sehr dunkle Bilder sich machen konnte, hatte selbiges verfehlt, war in ein öffentliches Versammlungshaus eingetreten, und sah die Geschäftsleute hier für Tolle an. Zu seinem Irrthume trug allerdings auch die unberichtigte Vorstellung von Tollen, welche von ihm auf das mit geschäftigen Menschen angefüllte Kaffeehaus gebracht wurde, vieles bey; das meiste aber that für diesen Selbstbetrug die mangelhafte Kenntniß von den Handlungen und Absichten dieser frey umher gehenden, ihm verwildert scheinenden Menschen. Ein Tauber, der noch keine Kirchen besuchet hatte, mußte die lebhaft gesticulirenden Prediger für verrückt halten, eben so gut wie er, unbekannt mit Musik und Tänzen, die wild umher Springenden für Rasende ansah. Den Erfahrensten unter den Menschenkennern könnte ein in der Einsamkeit beobachteter Mensch, der seine Fröhlichkeit, wovon sie nichts begreifen, in lauten Worten und heftigen Geberdungen ausbrechen läßt, das Ansehen eines Gestörten haben. Wir

müssen mit dem Andern sympathisiren, um in seiner Seele zu lesen. Wohldenkende Leute schämen sich im einsamen Gebete angetroffen zu werden, wenn sie sich ganz von der Gemeinschaft der Menschen abgeschieden, und in die Gemeinschaft mit einem ihnen so unähnlichen, unendlich über sie erhabenen und wunderbaren Wesen, durch ihre warme Phantasie versetzet hatten. Wer sich in seiner vorsetzlich nicht verschlossenen Kammer im einsamen Gebete überraschen oder beobachten läßt, ohne zu erröthen, ist entweder schon ein Heiliger, der durch nichts aus der Ruhe seines Geistes, in der er sich mit dem Unbegreiflichen vertraut gemacht hat, gestöret wird, oder ist ein Unverschämter. Hätte jene alte Frau die Worte des unlieblich singenden Priesters verstanden; sie wäre nicht immer in Thränen ausgebrochen, denn jetzt vernahm sie nichts als bedeutungslose Laute, welche sie an die Stimme ihres von Wölfen zerrissenen Esels erinnerten.

Wir suchen nicht sparsam genug den Umgang mit Menschen.

Wir müssen unter den Menschen nur so viel als nöthig ist, um alle mögliche Data zum vollständigen Urtheile über sie zu sammeln, leben: wir müssen die von ihnen zu empfangenden Empfindungen nicht abstumpfen; denn wer etwas immer vor Augen hat, bemerket endlich daran auch nicht einmahl das Auffallendste. Warum sollte es nicht wahr seyn, man könne sich dumm sehen, wenn es wahr ist, man könne sich dumm lesen. Das gemeine Sprichwort saget, „Nicht die genossene, sondern die verdauete Speise gibt Nahrung“: eben so können wir von der Menschenbeobachtung urtheilen: Nicht die gesehenen, sondern die verstandenen und vernünftig gebrauchten Menschen geben Menschenkenntniß. Da wir es wissen, daß derjenige, der zum ersten Mahle in eine für ihn neue und ungewohnte Gesellschaft tritt, von ihr stärkere Eindrücke bekommt, als wenn er oft in ihr gewesen ist: so müssen wir uns nicht, durch das überflüssige Besuchen derselben, gegen ihre Eindrücke abhärten, und uns gegen Weisheit und Thorheit daselbst gleichgültig

machen. Man bilde sich nicht ein, daß Hofleute und Geschäftsmänner die ausgebreitetsten Menschenkenner, durch ihre eigenthümliche Lage würden; sie sind gemeiniglich, wenn sie blos am Hofe und in Geschäften gelebet haben, sehr eingeschränkt in ihren Urtheilen; ihres Gleichen möchten sie wohl zu kennen Gelegenheit gehabt haben, doch nicht alle mögliche Arten von Menschen. Der Hofmann könnte wohl an Andern die Geschliffenheit, Gewandtheit, den Weltton, das Maß ihrer Fähigkeit zu allgemeinen Intriguen, auch zu besondern Arten derselben, richtig beurtheilen; aber weniger wahr wird sein Urtheil über Moralität der Charaktere, die Fähigkeiten Wissenschaften zu erlernen, und über anderr Geschäftstalente ausfallen. Wer blos als Kaufmann lebet, erräth unter den ihm vorkommenden Menschen vielleicht ihr Talent zu einem von ihm getriebenen Handel, selbst ihre Vermögensumstände, und das was überall zum Kaufmanne gehört, oft glücklich genug aus sehr subtilen Aeußerungen, kann aber in der Bestimmung andrer Eigenschaften ganz unwissend seyn. Die größten Menschenkenner finden wir unter denen, die in keine besondere enge Form des Lebens eingezwängt sind,

welche sich nach Belieben eine Gestalt geben, und die Nebenmenschen auch unter allen Gestalten wahrnehmen konnten. Ausgebreitete Menschenkunde fand sich oft bey Hausvätern und häuslichen Männern, welche doch mit dem Menschengeschlechte aufs innigste verbunden blieben, und das stärkste Interesse selbiges zu erforschen hatten. Diese Männer mußten oft für oder wider die Menschen eine Partey ergreifen, und sie also von der guten und von der schlimmen Seite untersuchen. Wer die Menschen immer nur liebet, oder sie immer nur hasset, siehet blos auf eine Hälfte von ihnen; er muß abwechselnd, so wie sie es verdienen, Liebe und Abneigung gegen sie fassen, alle Materialien, um sie zu erkennen, sammeln, und nachher mit ruhigem, parteylosem Geiste verarbeiten. Es ist kein übler Rath für Heyrathslustige, daß sie, um nicht durch die mangelhafte Bekanntschaft mit dem Charakter ihrer künftigen Gattin Schaden zu leiden, mit ihrer Geliebten, vor der Verheirathung, nicht blos Worte der Liebe, sondern auch des Unwillens, wechseln müßten. Wer darf sich wohl einbilden, er kenne die Menschen, wenn er sie stets nur in ihrer guten, nie in ihrer schlimmen Laune, blos

in der Liebe für ihn, nie im Zorne und Hasse wider ihn, gesehen hat. Der Liebhaber muß seine Geliebte, wenigstens eines nothwendigen Experimentes wegen, im Unwillen zu beobachten suchen, um dann einige neue Seiten ihres Herzens wahrzunehmen, und durch Aufregung unvorsichtig machender Leidenschaften die geheim gehaltenen Handlungsweisen aus dem Hinterhalte hervor zu locken. Natürlich mußte das Vermögen die Menschen zu erkennen da groß werden, wo aus dem Irrthume über sie ein drohender Nachtheil zu entstehen schien, oder wirklich entstand; hier wuchs das Interesse bis zur höchsten Anstrengung im Erforschen der Herzen. Wer hat nicht von großen Menschenkennern unter den Misanthropen, auch unter den Räubern, gehöret. Diese letzten vorzüglich betrachteten den Menschen aufs mißtrauischste, da ihr auf einen Andern gesetztes Vertrauen über ihr Leben, oder über ihren qualvollen Tod entschied. Der glückliche Anführer einer Räuberbande mußte nicht nur in der Seele seiner Gefährten lesen, zu welchem Geschäfte sie tauglich waren, ob er sie zu listigen oder gewaltthätigen Handlungen, bey Tage oder bey Nacht gebrauchen konnte; sondern er mußte auch diejenigen,

wider die er einen Anschlag auszuführen gedachte, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auskundschaften. Durch das Voraussehen des schrecklichsten Verderbens, das ihn durch eine schlechte Wahl treffen mußte, erhielt ein solcher Räuber die erschütterndste Aufforderung, seine Genossen zu prüfen. Jedermann wird seine Nebenmenschen, bey starkem Interesse an ihnen, wenn er nur Scharfsinn und Erfahrung hat, auch kennen lernen.

Unsre Parteylichkeit für die eigenen Urtheile hindert uns die Menschen zu erkennen.

Wir sind für alle unsre Urtheile über interessante Gegenstände eingenommen; wir halten geliebte Meinungen zu gern für demonstrirte Theoreme, und vertheidigen unsre geliebten Träumereyen gegen jeden, der sie wohl richtig zu deuten sich unterstände. Unser schmeichelndes Vorurtheil, daß wir tiefer als Andere in das menschliche Herz blicken, macht die richtige Erkenntniß desselben oft unmöglich. So wie jeder sich für das wichtigste Wesen hält, dem alle übrige Dinge

der Welt wohl nachgesetzet werden sollten, so denket er, es müsse auch jedes Urtheil dem seinigen nachstehen. Würde ein Anderer so grob, wie wir selbst uns schmeicheln, wir nennten ihn einen Unverschämten, und doch könnten wir von ihm noch hoffen, er habe wirklich eine so günstige Meinung von uns; und gewiß, er kann nie so gut wie wir uns kennen. Wir alle sind mit uns doch wohl vertraut genug, kennen unsre Schwäche und Falschheit, und halten uns dessen ungeachtet für unfehlbare, mit Aufrichtigkeit untersuchende Menschenkundiger, welchen es um nichts als um Wahrheit zu thun ist.

Von der Menge der zu beobachtenden Handlungen der Menschen.

Durch die unendliche Verschiedenheit der Charaktere wird das Studium der Menschenkunde sehr erschweret, und wir bleiben darin immer nur Anfänger. Jeder Mensch ist nicht nur von allen andern Menschen verschieden, sondern er ist auch in jedem Augenblicke, von dem was er eben war, verschieden; wer vermag dieses wan-

delbare Wesen festzuhalten, um ein richtiges Gemählde von ihm zu entwerfen; in ihm ist alles im Flusse; selbst die Bedingungen zu seinen Neigungen, Gewohnheiten und seiner ganzen Lage gegen die Welt, wechseln mit jedem Augenblicke ab. Eine andere Zeit gibt uns andere Materialien, und fordert auch eine andere Berechnung derselben. Es ist nicht blos von den Engländern wahr, sie hätten keinen allgemeingültigen (nationellen) Charakter, von ihnen besäße jeder seinen eigenen: jeder Mensch hat seinen eigenen Charakter; auch diesen verändert er unabläßig. Was wir daher von einem Menschen in diesem Augenblicke fest gesetzet haben, muß im folgenden umgestoßen werden: derselbe Mensch ist für unsre Absichten jetzt, obgleich wir ihn vorher richtig bestimmet hatten, nicht mehr so brauchbar wie zuvor.

Die Handlungen des Menschen sind noch kein richtiger Abdruck seines innern Wesens; sie dienen die meisten Mahle nur zum vorläufigen Urtheile über ihn. Oft ist der Mensch ein Heuchler, ohne sich seiner Lügenhaftigkeit recht bewußt zu seyn, und ist sich selbst fremde. So oft dieselbe Handlung vorkommt, so oft ist doch ein

anderer Grund derselben da; jetzt bestimmet der Kopf, vorher bestimmte das Herz, die Verhältnisse der Mitmenschen gegen uns; jetzt handeln wir als kluge, bald als wohlwollende Menschen; hier aus Grundsätzen; dort aus Gewohnheit. Die Zuneigung und Abneigung zu einem Dinge ist zu jeder Zeit eine andre, da auch das Ding stets ein andres Ding wird, oder da unsre Vorstellungen davon und seine Verhältnisse verschieden werden.

Wir sehen die Dinge durch ein Medium an.

Die eigenthümliche Art, wie jeder Mensch die Welt anschauet, verhindert auch die richtige Erkenntniß seines Geschlechtes. Unsre Natur ist das Medium, wodurch wir die Dinge ansehen; wir betrachten die Nebenmenschen mehr als Spiegel, worin wir unsre eigene Gestalt erblicken, als daß wir auf die Spiegel selbst merken sollten. Je ungebildeter ein Beobachter ist, desto mehr siehet er Andere so wie sich; er erkläret ihre Handlungsweise aus den ihm selbst bewußten Be-

wegungsgründen seiner Thätigkeit. Der poetische Kopf, vor erlangter Reife, verstellet sich sehr oft, eben so wie der unwillkührliche Launige, die Ansicht der Dinge und Menschen. Der durch das bequeme, wohlanständige Leben auf seinem einsamen Landsitze, wo jedermann seinem Winke schnell und freudig gehorchte, verwöhnte Bramble, wurde, während seiner Reise, durch das Aufgeben mancher Bequemlichkeiten, wenigstens durch die veränderte Lebensordnung, und das Aufdringen der Gegenstände, welche nicht von seinem Willen abhängig waren, übellaunig, und sah die Menschen und Sachen von widerlichen Seiten an. Sein Neffe und seine Nichte waren ihm anfangs, als ungewohnte Gegenstände, zuwider; das geräuschvolle Gewühl der Hauptstadt, die glänzendsten Versammlungen, die modischen Sitten, machten ihm nur Verdruß, und erregten seinen durch die Landluft geschärften Sinnen Ekel, bis zur Ohnmacht. Allmählig verlor er seine alten Fertigkeiten, und gewöhnte sich an veränderte Lagen; die redliche Güte seines Herzens ließ ihn bald die guten Seiten seines Neffen und seiner Nichte bemerken, und sie zärtlich lieb gewinnen; selbst seine schmerzhaft scharfen

Sinne stumpften sich ab; ihn betäubte nicht mehr das Geräusch der Hauptstadt, die buntesten Gesellschaften würden ihm erträglich, und er zürnte nicht mehr auf die Dinge, welche sich nicht nach seiner Laune richteten. Vieles ihm vorher Unangenehme war ihm wohl gar angenehm geworden; und doch hatten sich die Dinge, (vielleicht nur zu ihrem Nachtheile,) verändert; aber auch er hatte sich, und wohl gar zu seinem Vortheile, verändert. Dieselben Gegenstände wären ganz anders als von ihm von seinen Reisegefährten beurtheilet worden: man sehe nur die Urtheile der Lydia; ihre jugendliche, liebevolle Gesinnung wußte sich in alle Personen und Umstände zu schicken, entdeckte an selbigen irgend eine liebliche Seite, und litt noch nicht so wie Bramble, von der Nothwendigkeit ihre alte Form umzubilden. Fallstaff, der auf den erschlagenen Hotspur stieß, meinte, daß auch dieser Held sich nur todt anstelle, denn der Verzagte hatte sich vorher, um dem Schwerte eines fürchterlichen Feindes zu entgehen, für todt hingeworfen. Der Feige sah in der Heldenleiche einen Feigen, und sein niederträchtiges Herz suchte den Grund fremder Zustände auch in der Niederträchtigkeit. Einige alte

Rei-

Reisebeschreiber erzählen viel von Völkern, welche den Teufel anbeten. Diese zwischen den närrischen Teufelsgestalten aufgewachsenen Europäer sahen die abenteuerlich gebildeten Götzen oder Denkbilder barbarischer Menschen auch für Gestalten des Teufels an, als wäre es ausgemacht, der böse Geist müsse die Gestalt eines Scheusals tragen. Die Sache, worauf jemand an sich sehr aufmerket, meinet er entweder auch an andern zu sehen, oder er entdecket dieselbe, wo sie wirklich da ist, mit größerm Scharfsinne, als jeder, welcher sie nicht an sich hat, und sie doch mit Vorsatze auch bey Andern aufsuchet. Ein mit körperlichen Gebrechen behaftetes Weib, welches auf selbige sehr aufmerksam ist, um sie durch die Geschicklichkeit des Schneiders zu verstecken, bemerket die üble, geheim gehaltene Gestalt anderer Weiber mit einem Scharfblicke, welcher den schön gebildeten Leuten, die weniger Aufforderung haben, an Leibesgebrechen zu denken, gemeiniglich mangelt. Es ist bekannt, daß der Arme dem Armen weit eher den Mangel abmerket, als ein Reicher, der überall weniger angereitzet wird, die Menschen um sich zu erforschen. Mancher Reicher meinet, wenn er eine schlechte Kleidung,

Scheu vor Geldausgaben und gemeines Geräth bey einem Armen bemerket, es herrsche hier Nachlässigkeit, Laune, Knickerey und Geschmacklosigkeit; er hält es wohl kaum für möglich, da ihm die Anschaffung eleganter Gegenstände so leicht wird, es könne irgend wem an Mitteln mangeln, wohlanständige Dinge an sich zu bringen. Auch der Charon (des Lucians) meinte, da er schon viele Jahrhunderte die Schatten über den Styx gesetzet hatte, im Besitze zahlloser Obolen war, und ihm Menipp kein Fährgeld bezahlen konnte, es sey doch unmöglich, daß jemanden ein Obolus mangeln könne.

Unsre Gemüthsbewegungen verstatten uns, nur eine Seite der Sache zu sehen, und machen uns parteyisch. Wer es lebhaft erkennet und fühlet, er sey ein Glied des nie gestorbenen Menschengeschlechtes, wer sich nicht für einen Neuangekommenen auf dieser Erde hält, sondern schon immer hier gelebet hat, wird selbst bey dem Lesen der Geschichte für diese Menschen Partey ergreifen, und wider jene feindselig gesinnet werden. Die edelsten Menschen nehmen mit Kraft für oder wider eine Sache Partey; bloße Erkenntnisse können uns nicht, ohne daß wir die

Energie der Sinnlichkeit zu Hülfe nehmen, thätig machen. Ein bey den wichtigsten Weltbegebenheiten gleichgültiger Zuschauer bleibet ohne Leben und Kraft; man wird vielleicht keine kühne, gefährliche Anfälle von ihm fürchten dürfen, wir haben dennoch von demselben keine kraftvolle, moralische Handlung zu erwarten: gewaltige unbeherrschte Affekten und Leidenschaften machen den größten Bösewicht; gewaltige beherrschte Affekten und Leidenschaften machen den Tugendhelden. Die von uns für oder wider die Erzählungen menschlicher Handlungen genommene Partey, ist ein Abschluß der durchgesehenen Rechnungen des Werthes oder Unwerthes der handelnden Menschen; doch unsre Untersuchung wird die meisten Mahle übereilt, abgebrochen und unvollkommen gelassen. Niemand kann im Hinblicken auf die Menschen in seiner Gleichgültigkeit beharren; sie müssen entweder für ihn, oder wider ihn seyn, und entweder Beförderer oder Zerstörer seines Systems werden: diese Angabe der Verhältnisse derselben ist für den handelnden Menschen eben so nothwendig, wie das Beylegen oder Absprechen der Merkmahle der Dinge für den handelnden Menschen. Unser Interesse an den vor Jahr-

tausenden sich zugetragenen Begebenheiten, ist eben so natürlich, als an dem was vor einigen Jahren geschehen ist: unsre Einbildungskraft überspringet so leicht die Jahrhunderte wie die Stunden. Oft wird schon der lesende Knabe von der Parteylichkeit des Schriftstellers und des Lehrers angesteckt, freuet sich sogar eine Weile, wenn er nach den von seinen vergötterten und geliebten Römern besiegten Deutschen siehet, wird aber bald durch die dem Besieger des Varus angeheftete Glorie irre gemacht, und empöret sich gegen die Römer. Durch dieses Schwanken des Partey ergreifenden Knaben, wird auch der wohlthätige Eifer in ihm hervor gebracht, das Vortheilhafte und Nachtheilige auf jeder Seite zu untersuchen, und wenigstens eine größere Menge von Ereignissen sich bekannt zu machen. Auch zur Menschenkunde fordern uns die Leidenschaften lebhaft auf, die aber auch oft Widersacherinnen der reifen Untersuchung sind: wir sehen, was wir sehen wollen; wir haben vor dem Durchdenken schon ausgemacht, was in den Dingen seyn soll; wir wünschen dieses oder jenes darin zu finden, und meinen nachher, dasselbe auch gefunden zu haben; wir sind voll Vorurtheile, die immer

Wahrheitsfeindinnen waren, und unsre wirklichen Vorstellungen mit unsern eingebildeten verwirren, bis wir endlich gar Gespenster sehen lernen. Wie sehr müssen wir gegen die, durch betrachtete Gegenstände erregten, Empfindungen auf unsrer Huth seyn, damit wir den uns angenehmen Menschen nicht alle physische und geistige Vollkommenheiten beylegen. Durch Anmuth der Sitten wird oft die körperliche Häßlichkeit, selbst die Verstandes- und Willensschwäche verdecket; unser Herz suspendirt den Gerichtshof unsers Kopfes, macht ihn sophistisch, wohl gar verwirrt und unlogisch. Jedermann kennet die Gewalt der Liebe, wodurch oft die Natur unsrer Sinne verändert wird: das ehemahls Unerträgliche wird uns lieblich; es kann sogar der Mann von Geschmack, wenn er gegen ein Weib in Liebe entbrannt ist, an demjenigen, was ihm ehemals Ekel erregte, er kann an Geisteslosigkeit und Albernheit (doch wohl hoffentlich nur auf eine Weile,) Wohlgefallen finden. Das Bild des blinden Amors ist seit Jahrtausenden nicht aus der Mode gekommen, denn es ist ein wahrer Abdruck der Natur: jeder Verliebter bestätiget seine Blindheit, oder die Abwesenheit seiner richtigen Menschenbeur-

theilung. Man vergleiche hiermit das mit verbundenen Augen, träge da sitzende Bild der Göttin der Gerechtigkeit, mit der Wagschale in der einen, und mit dem Schwerte der Gerechtigkeit in der andern Hand; die Geblendete soll entscheiden, ob die Wagschalen im vollkommenen Gleichgewichte hängen, und kann sie doch nicht sehen; sie soll mit ihrem Schwerte den Verbrecher treffen, und weiß nicht wo er stehet. Diese abenteuerliche, unnatürliche Abbildung ist längst, mit Recht, ein Gegenstand des Spottes geworden: was soll uns das Bild einer von Eigensinn und Leidenschaft geblendeten Göttin seyn, welche blind und despotisch gegen die Parteyen verfährt, und die Rechtsentscheidungen, wie die Verheirathungen gewisser Religionsschwärmer, aus einem Glückstopfe greifet. Auch die Geruchswerkzeuge stören in gebildeten Personen die ruhige Beurtheilung der Nebenmenschen, und sind die Ursachen heftigen Abscheues, auch wohl bisweilen des Wohlgefallens. Schwerlich kann ein anderer Sinn unsre ganze Natur so gewaltig erschüttern, wie der Sinn des Geruches; durch selbigen entstehen hier plötzliche Ohnmachten, und werden dort wieder gehoben; man siehet Menschen, die

durch denselben bis zur Wuth, gegen sonst gleichgültige Wesen, sie zu lieben, oder zu hassen, aufgereget werden. Vor der durch das Parfümieren des Körpers und des Zimmers entstehenden Nervenschwäche und Kränklichkeit, wodurch so oft Immoralität befördert wird, ist von erfahrnen Männern tausend Mahl gewarnet worden. Wir sehen die durch den Sinn des Geruches über die Hunde ausgeübte Gewalt; wir sehen, daß sie das Wildbret von stärkerer Witterung heftiger verfolgen. Der am stärksten riechende Mensch wird von den Hunden am meisten geliebet, oder gehasset; wir sehen, daß sie desto wilder den Bettler, je schmutziger er ist, anbellen; obgleich auch die Lumpen, und vor allen Dingen die schleichende, schüchterne Weise desselben, zu dieser Erbitterung beytragen mögen. Wir haben doch auch bemerket, daß Hunde die größte Anhänglichkeit an Bettler haben. Wer am schwächsten riechet, kommt zwischen Hunden und Menschen leicht fort; er bleibet ihnen gleichgültig, und kann sich desto leichter zu einer ihm beliebigen Partey schlagen; ihm sind die Mitmenschen wenigstens kein widerspänstiger Stoff geworden. Wer die Menschen gewiß in seine Gewalt bekommen will, muß, ehe

sie von ihm behandelt werden, keine Empfindungen unwillkührlich wider sich erregen; am meisten vermeide er, durch zurück stoßende Eigenschaften, dem Wohlwollen und der Hochachtung für seine Brauchbarkeit den Eingang zu verwehren, und gegen sich die Menschen aufsätzig zu machen.

Der gesellige Mensch spielet fast immer eine fremde Rolle, und wird zu leicht ein Heuchler.

Heucheley und alle Arten der Lügenhaftigkeit sind ein Produkt des geselligen Zustandes; hier findet der Mensch oft zu viel Widerstand gegen sich, sobald er in seiner natürlichen Gestalt erscheinet; er ist bemühet in seinen jedesmahligen Verhältnissen gegen die Welt, sich die nach seiner Meinung schicklichste und nützlichste Gestalt zu geben. Lügen und Betrug finden sich bey den rohesten Menschen, sobald ihnen ihre physische Macht zu Erreichung ihrer Absichten nicht zulänglich dünket. Im Gedränge unter Menschen darf niemand das seyn, was er wohl zu seyn be-

gehrte, oder was er könnte. Jeder siehet noch vor der Entwickelung seiner Rechtsbegriffe ein, er müsse in seinen bestimmten Schranken bleiben, um sich nicht alle Menschen seiner Gesellschaft auf den Hals zu ziehen, und er dürfe bey den gebieterischsten und lockendsten Vortheilen keinen Mitbürger beschädigen, wenn er nicht in Gefahr kommen will, alles zu verlieren. Bald dränget ihn sein Eigennutz, das, was er nicht offen erlangen kann, durch ein künstliches Verfahren, auch wohl durch Hinterlist, sich zu verschaffen. Personen, welche am meisten Anderer bedürfen, welche vielerley Absichten erreichen wollen, haben die größten Versuchungen zur Heucheley. Der Mensch betrüget vielleicht weniger, um sein Eigenthum unmittelbar zu vermehren, als um die Meinung der Mitmenschen von dem, was er werth ist, zu vergrößern: merket er, man habe die Augen auf ihn gerichtet, so wünschet er, so viel als möglich zu seinem Vortheile zu erscheinen, und ahmet die äußere Gestalt der körperlichen und geistigen Würde nach. Hier fängt die Neigung an, seinen Körper zu verzieren und seine Geberde zu verstellen; dieses unterbliebe, wenn nicht jeder in seiner Kultur fortschreitende Mensch das

Urtheil seiner Mitmenschen achtete. Wer sich in der Gesellschaft durchaus um kein fremdes Urtheil bekümmert, muß entweder ein ganz vollendeter Weiser, oder ein ohne Rettung Verworfener seyn; beyde sind unveränderlich, und können zu der für sie schon zwecklosen Gesellschaft nicht gehören. Der Negersklave auf dem Markte zu Barbados läßt sich von den Sklavenkäufern auf allen Seiten gleichgültig besehen und betasten: fühllos öffnet er, wenn seine Zähne untersuchet werden sollen, den Mund, macht Schritte oder Sprünge wie man es, um seine körperliche Beschaffenheit zu erforschen, gebietet, und ist ganz unbekümmert, ob er wohlfeil oder theuer verkauft wird. Epiktet, der Weise, der seine Gefühle unter der allmächtigen Hand der Nothwendigkeit gebeuget hatte, mußte sich auf dem Sklavenmarkte gewiß eben so wie der feile Neger betragen. Meinet man vom Wilden, er sehe nicht auf die Beurtheilung Anderer, so ist er noch bloßes Thier, das nur durch sein eigenes Körpervermögen sich erhält: wird er einst fremden Beystandes bedürfen, so wird auch ihm fremdes Urtheil nicht länger gleichgültig seyn. Wir finden selten in so hohem Grade unverschämte Leute, welche

öffentlich ganz unanständig, oder so wie von niemand beobachtete Einsiedler, handelten. Die scharfen auf uns gerichteten Blicke unsrer Mitmenschen haben für uns viel Wohlthätiges, wenn wir zugleich Selbstständigkeit und innern Werth besitzen, dessen Bewußtseyn uns nöthigen Falles über ungerechte Urtheile trösten kann. Wir sehen, wie sich die auf den Bühnen der Welt zum Begaffen ausgestellten Menschen benehmen; ihre Aufmerksamkeit auf sich selbst ist gespannt, und sie bemühen sich, jede ihrer Handlungen wenigstens den Gesetzen der Schicklichkeit zu unterwerfen. Unglücklich genug fallen einige solche ästhetische Versuche aus; sie wirken die meisten Mahle das Gegentheil von dem was sie sollten, denn sie machen den Menschen lächerlich und demüthigen ihn unter das schwere Joch der Meinungen. Die spanische Hofetikette, welche jedes Verhalten der Höflinge den eigensinnigsten, und nicht sehr natürlichen Regeln unterwirft, macht auch den Monarchen, obgleich er seine Macht für grenzenlos hält, zum Sklaven, und hat, wie erzählt wird, ihn gar bisweilen in Todesgefahr gebracht. Der Geistliche, welcher hoch genug, um deutlich gesehen zu werden, hingesetzet wird, welcher

durch das von ihm den Mitmenschen aufgelegte strenge Sittengesetz sie zur scharfen Beurtheilung anreitzet, ob es denn dieser Tugendlehrer selbst durch sein Leben als ausführbar bestätige, und ob er nicht den leichtern Theil erwähle, er nur rede, und Andere sich abarbeiten lasse: ein solcher hat viele Aufforderungen, unabläßig sich in der vortheilhaftesten Gestalt zu zeigen, und die Würde seines Amtes, die er oft in eine steife, ernsthafte Zurückgezogenheit setzet, bey allen Gelegenheiten auszudrücken. Dieser Geistliche wird auch bey nicht ehrwürdigen Handlungen, bey dem Kartenspiele, und bey den von ihm ausgeleerten Flaschen, wodurch seine Gesellschafter sich schon am Leibe und Geiste gelähmet haben, und keiner Regeln der Wohlanständigkeit mehr gedenken, noch seine Altarswürde behaupten, die hier fast komisch, und gewiß unschicklich und seltsam absticht, wenn der Mann, seines angewöhnten, feyerlichen Betragens ungeachtet, doch einmahl die Aufmerksamkeit auf sich verlöre. Vor demjenigen, dessen Heucheley schon verrathen ist, sind wir schon für die Zukunft gewarnet, und können von ihm weniger betrogen werden, als von den heimlich Affektirten, welche wir erst nach dem Erforschen

ihres Innern, durch das Unharmonische und Unnatürliche ihres Betragens erkennen. Von jedem Menschen, welcher etwas, das er als keine Marktsache mit Gelde und Geldeswerth erkaufen kann, mit seiner Person bezahlen muß, dürfen wir wohl annehmen, er sey nicht ganz ohne Heucheley oder Affectation. Wer alles erwerben kann was er will, der aber nichts erwerben will, als das was er durchaus bedarf und erlangen kann, der ist ohne Affectation. Viele schämen sich zu gestehen, etwas, wodurch ein Anderer sich Ehre erwirbt, nicht zu besitzen, als ob irgend wer alle Wege zur Ehre durchlaufen sollte: so viel besondere Menschen, so viel besondere Wege zur Ehre. Nur ein schwacher Mensch hält es für Schande, das nicht zu besitzen, was er doch nicht erwerben kann; er wird endlich gar sich vorwerfen, er besitze nicht alles. Der Affektirte macht sich durch Aefferey, durch Verläugnung seiner eigenthümlichen Natur, durch Unterwürfigkeit unter den launenvollen Geschmack Anderer, welchen er alles, was ihnen am meisten zu gefallen scheinet, zu werden sich bemühet, er macht sich durch das Unbestimmte und Geckenhafte seines Charakters, auch durch die Unschicklichkeit im Betragen, und

durch Falschheit und Anmaßung, verächtlich. Er muß den Männern von echtem Geschmacke, den Freunden der Aufrichtigkeit, durch das Proteusartige, das Ekelhafte der Unredlichkeit, und durch seinen Knechtssinn, widerlich werden. Selbst den mit dem Affektirten nie in Verbindung kommenden Menschenbeobachtern, muß er unangenehm werden, da sie so schwer erfahren können, was er ist; sie nie von irgend einer Gestalt desselben mit Sicherheit fortzuschließen vermögen, und also nie wissen, ob er für den Platz, worauf sie ihn in ihrer Welt setzen möchten, taugen werde. Es ist natürlich, daß die meisten Affektirten nach demjenigen, was ohne besondere Begünstigung der Natur, oder was ohne Genie und Glück nicht erlanget wird, und zu dessen Abmessung wir noch keinen sichern Maßstab haben, wohl auch nie erlangen können, am begierigsten trachten. Wir thun den Affektirten doch wohl kein Unrecht, wenn wir sie grobe Heuchler nennen, wenn sie den Schein der Ehrlichkeit annehmen, die von allen menschlichen oder vernünftigen Eigenschaften am sichersten zu erkennen, mathematisch genau auszumessen ist, und sich in den offenbarsten Handlungen vor jedermanns Augen darlegt. Noch

weit größer ist das Heer derer, welche hohen Freyheitssinn, Redlichkeit, Humanität, Hofsitten, Kunsttalente, ästhetische Bildung, Gelehrsamkeit 2c. affektiren. Die Grenzen dieser Eigenschaften sind entweder höchst unbestimmt, oder können ins Unendliche ausgedehnet und verenget werden, die Aeußerung dieser Arten des Menschenwerthes lieget auch tief in unserm Innern verstecket; und wer sich einmahl dieselben anmaßen will, wird, wenn er nur klug verfähret, auch durch die Sicherheit, daß selten eine Hand so lang ist, um seine Maske wegzuziehen, gelocket, sich durch den Schein dieser Vorzüge wichtig zu machen. Den verführerischen Reitz der Ehre des Dichternamens, beweiset der Lebenswandel umlorberter Helden aller Arten. Wer sich nicht gewöhnet hat, die Gierigkeit der Menschen, alles zu seyn, wahrzunehmen, müßte sich auch über den bepurpurten Richelieu wundern, der ein gewaltiges Volk unter seinen Füßen sah, das vor ihm zitterte, und ihn wie eine verderbende Gottheit anbetete, der dennoch seiner Ehre viel zuzusetzen meinte, wenn er des Corneille Nebenbuhler würde. Wäre es dem alles vermögenden Staatsmanne auch gelungen, den großen Dra-

matiker zu übertreffen, so wäre dadurch seine Furchtbarkeit, denn schwerlich konnte er lieblichere Gefühle für sich erwecken, nicht vermehret worden. Sein eifersüchtiges, obgleich mißlingendes Eindrängen in die Schaar der Dichter, bleibet immer ein Triumph für ihren geistigen Werth, der die Purpurhüthe und Kronen verherrlichet. Heucheley und also Erschwerung der Menschenkenntniß wird nie aufhören, so lange wirkliche oder gemachte Noth den Menschen zum Bekämpfen seiner Nebenmenschen nöthiget. Schon im heroischen Zeitalter, unter den mit einem Aste vom Oelbaume bewaffneten Kriegern, gab es Affectation. Auch der Neuseeländer bemahlet sein Gesicht, um dem Feinde schrecklich zu scheinen; die jungen Taheiterinnen, vielleicht ohne die Absicht davon deutlich zu verstehen, unterwerfen sich einer schmerzlichen Stickerey eines Theiles ihrer Haut, den auch sie verbergen. So offenbaret sich in den Menschen auf die seltsamste Weise der Trieb zur Verstellung der Gestalten, der so lange bleiben wird, als jedem noch das Urtheil seiner Nebenmenschen wichtig dünket. Der Schriftsteller wird, je mehr das Vermögen Neues zu sagen in ihm abnimmt, sich durch Geräusch, und auf

glän-

glänzenden Staubwolken, über die Dintenfässer der andern Schriftsteller zu erheben suchen; die alte Buhlerin wird sich immer desto mehr schminken, je mehr sie verlassen wird.

Die vor die Augen der Welt hingestellten Personen haben, außer der großen Versuchung zur Heucheley, noch eine mächtige Aufforderung klüger und gerechter zu handeln. Die Erfindung der Zeitungen ist für den nicht genug beschützten Menschen überaus wohlthätig geworden: sie reden zu der ganzen Welt, und übergeben den Thoren, wie den unterdrückenden frechen Bösewicht, dem nie schonenden Urtheile der Welt, von dem keine andere Appellation, als an das Gewissen, und an Gott, gilt. Vielleicht möchte kein Fürst schreibender Völker jetzt das wagen, was ehemals die Domitiane so frech verübeten, er muß erwarten, man werde seine Schande bey dem ganzen, streng richtenden Erdkreise anklagen, und dieselbe noch von den künftigen Jahrtausenden bestrafen lassen. Die Wahrheit des alten Spruches, „die Stimme des Volkes ist die Stimme Gottes", scheinet sich durch das besonnenere Benehmen neuerer Tyrannen, welche die mit allen kommenden Menschengeschlechtern redende unbestechbare Stimme der Ge-

schichte vernahmen, zu bestätigen. Der Uebermächtige kann durch Drohen und Schlagen den Furchtsamen umher das laute Urtheilen über ihn verbieten; mit diesen, wenn ihr Arm ihn nicht erreichen kann, mag er jetzt machen, was ihm gelüstet; dennoch werden immer noch Millionen außer ihm seyn, über deren Stimme er gar nichts zu gebieten hat, weil sein Stecken zu ihnen nicht hinreicht, und die ohne Scheu und Schonung die innersten Gedanken ihres Herzens über seine schlechten Handlungen jedem laut mittheilen werden. Jeder chinesische Mandarin schreibt, auch da, wo er von dieser aus Wohl und Wehe, aus Gutem und Bösem, zusammengesetzten Welt die unverstellte Wahrheit zu sagen feyerlich bekennet, von dem Sohne des Himmels (im gelben Rocke,) so lobpreisend, als ob allein dieser alles geschriebene lesen würde. Wer darf wohl von einer Sclavenseele erwarten, sie werde die Erbärmlichkeiten des Mannes, welcher dem Schreibenden die Hand abhauen und den Kopf abreißen kann, nicht in Großthaten, und die Räubereyen nicht in Handlungen edler Gerechtigkeit, verkehren. Von den Zeitungsschreibern seines Landes hätte also der Beherrscher der Mongolen und der Eluths

nichts wider seinen „erhabenen" Namen zu besorgen; er wird also nur mit schlauer Vorsicht auch den Zeitungen andrer Länder, wo sich vor seinem Hand- und Kopfabhauen niemand fürchten darf, seine Grenzen versperren. Ein Fürst, der den fremden Zeitungen den Eingang in sein Reich verwehret, macht sich eines bösen Gewissens verdächtig, und rüstet sich wohl gar zu der frechsten Tyranney. Er will in Finsterniß wohnen, wo sich unreine Geister um ihn versammeln können, mit welchen er alle Keime freyer oder vernunftmäßiger Gedanken, bis auf die letzten Aeußerungen des guten Willens, vertilgen wird.

Der Menschenkenner erwartet nichts als Masken zu sehen, da wo die Menschen, durch selbige, vielem Uebel zu entgehen hoffen; wo sie daher den Andern in Ungewißheit über sie lassen zu müssen meinen. Wer nach Walter Shandy's Rathe die Perücke vor seiner Geliebten nicht abnimmt, damit er seinen nackten, oder behaarten Schädel keiner Beurtheilung aussetze; wer seine Kleider so weit machen läßt, damit es den ihn Betrachtenden ungewiß bleibe, wie seine Gliedmaßen gebildet, und wie stark sie sind; ein solcher wird auch seine Gesinnungen nie ganz aus

der Dämmerung hervor treten lassen. Der Mann, welcher sich durch hohe Absätze unter seinen Schuhen einen Zoll Länge zuleget, und sich durch falsche Waden liebenswerther machen will, verräth seine Neigung zur Heucheley, eben so gewiß wie ein Weib, das einen gekauften Busen träget, und das Gesicht, wie einen schmutzigen Ort, durch lebhafte Farben, dem Auge erträglicher machen will. Wer in seinem Aeußern lüget, wird uns auch von seinen Neigungen und Gedanken vorlügen; da er dort sein äußeres Aussehen zu verstellen lernte, erweckte er auch in sich die Begierde, die Gesinnungen zu verstellen, und die Beobachter zu hintergehen. Dieses sind unter dem großen Haufen unvermeidliche Folgen der Sucht, zu seinem Vortheile zu erscheinen, die den Menschen so gar da beherrschet, wo er sich mit Vorsatze vernachläßigt, und alle seine Vorzüge aufzugeben scheinet, wie ein stolzer Trotziger, welcher sich schlechter, als er wirklich ist, zeigen mag. Diesem gefället das Lob nur von denjenigen, die er innig hochachtet; wie wenige achtet aber dieser Stolze hoch. Ekelhaft muß ihm daher das Lob der großen Menge werden, die sich zu dem Gipfel seines Werthes nicht ein-

mahl durch Nachdenken zu erheben vermag; die mehr durch Zufall als durch Ueberlegung bestimmet, und auch gewiß nicht aus dem Gefühle eigener Würdigkeit, das Lob austheilet; also eben so blind einen Nichtswürdigen hätte loben können. Wenigstens muß dem Stolzen das Lob und der Tadel von schwachherzigen Menschen gleichgültig seyn.

Je origineller die Menschen sind, desto schwerer sind sie zu erforschen; sie werden nicht so wie andere Menschen von den Dingen afficirt, und verbinden diese auch auf eine ihnen eigenthümliche Weise. Bey Menschen von gemeinen Gaben weiß man so ziemlich mit Sicherheit voraus, wie sie sich in den besondern Verhältnissen zu den Dingen betragen werden: es ist uns daher auch leicht anzugeben, wie sie für unsre Plane in Thätigkeit gesetzt werden müßten. Für vollkommen originelle Köpfe, die überall eine ihnen allein mögliche Welt sich ausbilden, wäre auch ein besonderer Kalkul zu erfinden, und um desto mehr, wenn ihre Originalität mit echtem Talente verbunden ist: dann können sie wohl nur von den ausgezeichnetsten Köpfen verstanden werden, erleichtern diesen aber auch durch die Consequenz

ihres Handelns die Untersuchung der Gründe und Folgen desselben. Die talentlosen eccentrischen Menschen haben freylich auch ihre festen Regeln, sind aber der Inconsequenzen wegen, die doch mehr in unserm eingeschränkten Erkenntnißvermögen, als in der Handlungsweise Anderer ihren Grund haben, schwerer zu erklären.

Die Unbeständigkeit der handelnden Menschen.

Heftig begehrende Menschen gehen von der Anhänglichkeit an eine Sache, zu der Anhänglichkeit an die entgegen gesetzte, sehr schnell über, und sind schwer an einer Stelle fest zu halten. Mancher Liebhaber eines launenvollen Weibes würde sich oft viele Mühe und Kosten ersparen, wenn er ein wenig mehr an den weiblichen Wankelmuth glaubte. Nicht selten hat die Schöne das, was sie jetzt am heftigsten verlangte, in der nächsten Stunde schon vergessen; ein Gelüsten überfiel sie, veranlaßt vielleicht nur durch einen körperlichen Zustand, durch dessen Verschwinden auch jene Begierde verschwindet. Der schnelle

Uebergang von dem Wohlgefallen zu dem Mißfallen an einer Sache, offenbaret sich auch in den veränderlichen Moden, und beweiset zugleich die Fähigkeit zu einer Kultur, welche schlechtere Gebräuche und Gewohnheiten gegen bessere aufgibt. Wie auffallend ist der Unterschied des Fortschreitens in der Fertigkeit, die alten und auch zwecklosen Formen gegen zweckmäßigere zu vertauschen; wir dürfen nur die orientalischen Völker mit einigen occidentalischen vergleichen. Mit der Veränderung der Mode, verändern wir auch viel an unserm Innern; ist dieses entweder noch roh, oder falsch gebildet, so muß selbiges, wenn wir die äußern Formen unsrer Dinge veredeln, oder wir uns doch wenigstens mit dem Studium ihrer Veredelung beschäftigen, sehr gewinnen. Der Orientaler träget jetzt noch so ziemlich dieselbe Kleidung, die er vor dreytausend Jahren getragen hat; seine Gemüthsart und seine Sitten haben sich beynahe gar nicht verändert. Bey diesen Völkern ist das Fortschreiten in der Kultur fast unmerklich. Im Occident hielt der große Hause der Ungarn, Pohlen, Spanier, auch der Landleute in den andern Ländern, hartnäckig auf ihre alten Trachten und Gebräuche, aber auch

auf eine alte Barbarey. Nicht blos der Körper des Spaniers unsrer Tage, sondern auch seine Seele, ziehet ein neues Gewand an. Türken und Juden in ihre orientalischen Kleider eingehüllet, werden so lange noch nicht ganz zu den Europäern gehören, als sie den Bewohnern des Caucasus und der arabischen Steppen äußerlich gleichen: bevor sie den Rock ihrer Väter nicht ablegen, legen sie auch den Aberglauben ihrer Väter, und die Unverträglichkeit mit den anders Denkenden nicht ab. So bald unsre alten Männer und Weiber in den Kleidermoden still stehen, wird ihr Fortgang zur höhern Kultur langsamer, und höret endlich auf, bis sie gar zurück gehn. Die alten und altmodisch gewordenen Jungfern entsagen endlich ihren Ansprüchen auf die Eroberung eines jungen Mannes; höchstens erwarten sie nur, es werde irgend ein alter Mann, dessen Ansprüche und Zeit auch nicht mehr fortrücken, noch einmahl mit seiner Person ihren Ladenhüther kaufen wollen.

Hätten die Griechen und Römer in der Unveränderlichkeit aller ihrer Formen eben so wie in der fast unveränderlichen Kleidertracht, den Orientalern geglichen, Athen und Rom würden

für das Menschengeschlecht nie ihre hohe Bedeutung erlangt haben. Die Kleidung der Griechen und Römer war nicht unzweckmäßig; sie diente zur Erhaltung der Gesundheit, und hinderte nicht sehr in Geschäften; wer seinen Kleidern eine neue Gestalt zu geben gewagt hätte, würde einen Mangel des Geschmackes, und also eine Unbeständigkeit des Charakters, verrathen haben. Ihr Geist übte sich an den Formen ihrer Waffen, ihres Hausgeräthes, ihrer öffentlichen Gebäude, und aller Kunstwerke, und lernte hier zu Idealen fortschreiten. Wir müssen zwar die Lebenskraft an einem Volke, welches so viel an seinen Umgebungen, besonders an seiner Kleidung, künstelt und verändert, nicht verkennen, wir fassen mit Rechte die Hoffnung, es werde sich einst zu allgemeingültigen und bleibenden Formen erheben. Handelt ein solches Volk planlos, ohne durch seinen eigenen Geist Muster für die zu bildenden Dinge aufzusuchen, geriethe es nur durch Zufall auf eine zweckmäßigere Kleidung: so bewiese solches seine Geschmacklosigkeit, und körperliche Ohnmacht. Der Grieche hat die Kleidung der verschiedenen, ihm bekannten Völker nicht so nachgeahmet, wie der Deutsche, der die Tracht der Spanier, Franzo-

sen, Engländer und wohl gar der Barbaren nachahmet: der Grieche sah aber auch nicht solche Heere von stupiden Anhängern hinter jedem ausgezeichneten Kopfe herlaufen; er sah in seinem Volke mehr Geist zum Selbstdenken und Selbstbilden; er hat zwar Schulen, Versammlungen von Lernbegierigen, welche sich mit den von einem Meister aufgestellten Gedanken vorzüglich, weil es ihnen auch oft an andern Gelegenheiten zum Unterrichte gebrach, beschäftigten, und seiner Methode sich bedienten, fast nie ohne das Bestreben, die aufgenommenen Dogmen auch durch eigene Vernunft aufzufinden; doch treffen wir in Griechenland vielleicht weniger, als in andern sich kultivirenden Ländern, Sektirer und blinde Nachbeter an.

Eine der nützlichsten Erfindungen der von den bezauberten Hügeln am Ufer der Tiber ausgegangenen Hierarchie, sind die geistlichen Ordenskleidungen. Längst wären die Orden der occidentalischen Derwische verschwunden, und mit ihnen wäre ein ungeheures, ein zwar oft geschlagenes, aber bis jetzt noch unüberwundenes, Heer der Kirche, welche ihr Reich auf dieser Welt hat, obgleich sie selbiges außer der Welt zu haben vor-

gibt, vernichtet worden, wenn sich diese lustigen Legionen, mit ihren Uniformen, dem Strome der Mode überlassen hätten. Durch den Fluch der Magerkeit, oder des Hungertodes, war für die Mönche jede Form ihrer Wohnung und Kleidung, wie ihrer heiligen Gebräuche unabänderlich auf alle Zeiten bestimmet worden. Hier war eine Kleidung, eine Seele. Im Sturme der wankelmüthigen Zeit hielten die Kohorten des mystischen Reiches, heimlich und öffentlich bekrieget, fest zusammen, eingedenk ihres Gelübdes blind zu gehorchen, eingedenk ihres Taschenspieles vor dem staunenden Haufen, von dem sie durch ihr Aeußeres, wie durch eine lebenlose Wüsteney, abgesondert blieben; den sie durch jedes ihrer magischen Lüftchen anders formeten, und zur leichten Beute machten, damit er sich von ihnen, als den Sternen seines Firmamentes, leiten ließe. Wer noch in der Methode seines Handelns schwanket, der kennet selbst sich nicht, und seine Beobachter werden nur so viel von ihm ausmachen können, er sey ein Irrwisch, das niemand fest halten kann, und sey noch eine flüssige Masse, aus der erst künftig eine feste Gestalt sich bilden möchte. Der Modesüchtige vertraue ja seinem Charakter

nicht, und hoffe nur nicht, dann schon auf gutem Wege zu seyn, wenn er weder gegen sich noch gegen seine wetterwendische Natur mißtrauisch ist.

Es ist nur scheinbar, daß der Mensch von einem Aeußersten auf das andere fällt: er kann zu keinem Gegentheile, denn es gibt in der Natur kein Gegentheil, übergehen. Da wo der Mensch kühne Flüge gewaget zu haben scheinet, ist er doch nur langsam fortgeschritten; alles hat sich in ihm nur langsam entwickelt. Im Begriffe mag man wohl der guten Handlung die böse entgegen setzen; in der wirklichen Welt aber hat die (so genannte) gute Handlung noch immer eine Beymischung von Bösem, und die böse hat noch immer eine Beymischung von Gutem. Niemand kann ein vollkommen gutes, oder ein vollkommen böses Wollen haben; er müßte ein Gott oder ein Teufel seyn. Freygeisterey und Aberglaube, Wollust und Andacht, Verschwendung und Knickerey, Trotz und Verzagtheit, sind nur verschiedene Formen einer und eben derselben Materie, wir sehen täglich, wie leicht sich eine Thorheit in die andere verwandeln lasse. Der Freygeist stützet sich, eben so wie der Abergläubige, auf fremde Autoritäten, ist leichtgläubig wie dieser, und ist

desto kecker in seinen vom Dache herab gerufenen Spöttereyen, über die von ihm verlassenen Gefährten, je mehr er noch am Aberglauben, welchen er jetzt mit großem Geräusche abzuschütteln begehret, hängt. Wer sich ganz vom Aberglauben los gemacht hat, achtet selbigen zu wenig, als daß er mit der Befreyung von diesen Sklavenfesseln, mit der Vorstellung, jetzt weniger als ehemahls ein Thor zu seyn, prahlen sollte. Er gleichet nicht mehr jenen harmlosen Thieren, welche von einem neuen Lichte überraschet, blöcken oder gackern, und sich wohl gar in ein Feuer stürzen. Wie leicht vertauschet ein Knecht der Meinung seine jetzige Knechtschaft mit einer andern; es wird ihm nicht schwer, einer Thorheit äußerlich zu entsagen, und sogleich sich derselben wieder zu unterwerfen. Der Wollüstige und der Andächtler sind der Phantasie unterthan; sie sind von sehr reitzbarem Nervensysteme, und begnügen sich nicht mit der allen Appetit stillenden Natur, sondern reitzen sich zur Empfänglichkeit einer für die Sucht zu Naschen verfeinerten Natur. Die Phantasie, welche den reitzlosesten Gegenstand der Wirklichkeit verschönert, macht den Menschen im Genießen unersättlich; er buhlet mit den ver-

schiedenartigsten Individuen des andern Geschlechtes, oder auch mit allen ihm kund gewordenen, geträumten Wesen des Himmels. Auch zwischen dem Verschwender und dem Filzigen bestehet der Unterschied nur in der Art zweckloser Behandlung der Lebensgüter; beyde haben einen falschen Maßstab von dem Werthe der Dinge; der Verschwender hält die für Geld zu kaufenden Sachen höher als Geld; der Filzige ziehet den Besitz des Geldes allen Gütern der Welt vor. Beyde sind Thoren; beyde sind von knechtischer Gesinnung; beyde machen sich arm: dem Verschwender wird es immer an Mitteln zum Einkaufe der Dinge für seine Lüsternheit mangeln; auch der Filzige wird immer im Mangel zu leben meinen; beyde vermögen nicht ihre Wünsche zu befriedigen. Und auch der Trotzige macht in Gegenwart seiner von ihm für furchtbar anerkannten Feinde, weil er den ruhigen Widerstand gegen sie für langweilig, oder für nicht stark genug, hält, so viel Geräusch; er hoffet, sich gegen sie durch ein drohendes Aeusseres geltend zu machen. Wäre er wirklich tapfer, wie Türenne bey der Annäherung einer vermeinten Geistererscheinung, er würde still und kalt bleiben, sich durch kein unruhiges Betragen, in

der Beobachtung des gefährlich Scheinenden stören lassen; und nöthigen Falles mit voller Geistesgegenwart die Vertheidigungsmittel gebrauchen: ist er aber verzagt, wie der Kardinal Retz in der Nähe des Leichenzuges in der Nacht, so wird er wild aus dem Wagen mit gezogenem Degen hervor brechen, um das vor Furcht stockende Blut vom Herzen wegzutreiben, und der (geglaubten) Gefahr, selbst wider Willen, sich zu widersetzen. Wie oft sah man ganze Kriegesheere, welche bey der Schätzung ihrer Ueberlegenheit den Feind trotzig verachteten, bey einem ernsthaften Widerstande mit Feigheit fliehen. So schnell ist der Uebergang auf eine andere Stelle, doch nicht auf die entgegen gesetzte Seite. Eigentlich beweget sich der Charakterlose nicht selbst, sondern er wird, als ein blos leidender Thor, von den nächsten Umständen aus einem Winkel in den andern geworfen; es bedarf gleichsam nur eines Pinselstriches, um aus einem weinenden Gesichte ein lachendes zu machen. Er wird von seinem Gefühle, von seinem Privatinteresse getrieben; wie sich die Empfindungen in ihm, seine Außendinge, verändern, so verändern sich auch seine Handlungen. Er selbst weis nicht wie er

mit ihm stehet; er hält seine Laune für unveränderlich: widerlegt ihn in derselben Minute die Erfahrung, so bildet er sich ein, die ganze Welt habe sich umgekehrt, und es finde sich jetzt allenthalben das Gegentheil des Vergangenen. Er hält die in ihm entstehenden Affekten für unvergänglich, denn er siehet nur auf die Gegenwart; er läßt für sich den oft schmerzlichen Unterricht der Vergangenheit verloren gehen, und beurtheilet nach dieser nie die Zukunft. Würde er wohl sonst an die Unvergänglichkeit einer Erscheinung glauben, da sich alles vor seinen Augen verändert hat; und würde er je auf eine ewige Liebe und Freundschaft hoffen. Wer wollte zweifeln, daß viele Liebende es mit ihren Betheuerungen ehrlich gemeinet haben; das heiße Herz solcher Enthusiasten war voll; wie sollten sie auf den kalt vernünftigen Gedanken gerathen, es müsse der rauschende Strom ihrer Gefühle versiegen, und es könne die Zukunft der Gegenwart sehr unähnlich werden. Wenn die künftigen Handlungen des von Leidenschaft Besessenen mit den vergangenen nicht übereinstimmen, so darf man ihn darum noch nicht der Inconsequenz beschuldigen, die sich wohl mehr in den Schulen, in der Wort-

krä-

krämerey, und in den Spruchsystemen, als in den Handlungen des Lebens offenbaren mag. Eigentlich inconsequent handelt niemand; jedermann ist ein vollkommenes System, obgleich seine Principien schlecht seyn mögen. In der Natur ist keine Inconsequenz, kein falsches System; alles ist in nothwendigem Zusammenhange der Gründe und Folgen: hier ist keine Laune, nach Willkühr zu verfahren; hier ist keine Täuschung etwas Falsches für wahr zu halten. Nur der Mensch kann inconsequent handeln; zwar nicht wider die Gesetze der Natur, wohl aber wider die Gesetze der Kunst, oder wider seine eigenen Gesetze der Geschicklichkeit, Klugheit und Weisheit. In den Augen Anderer, die von unsern Handlungen nie mehr als Bruchstücke, nie den wahren Ursprung, und also auch nicht das Ganze menschlicher Thätigkeiten, wahrnehmen, scheinen wir nicht blos inconsequent zu handeln, sondern auch unlogisch und unnatürlich zu denken, da doch niemand wider seinen Satz des Widerspruches, daß er eine Kugel für einen Cubus hielte, denken, und wider die Gesetze seines Daseyns, wider den Trieb der Verbesserung seines Zustandes, handeln könnte. Der Mensch ist nie so närrisch, auch nie

so vernünftig in sich selbst, nie so glücklich und unglücklich, als er Andern erscheinet. Selbst seine halsbrechendsten Unternehmungen, weil er seiner Geschicklichkeit und Vorsicht vertraut, sehen ihm selbst nie so gefährlich wie seinen Zuschauern aus; diese fürchten für ihn, wenn er über einen nicht fest genug befrornen See gehet, oder ein grimmiges Thier angreifet, mehr wie er selbst für sich fürchtet. Wir alle schauern bisweilen bey der Rückerinnerung an eine überstandene Gefahr, welcher wir uns einst ohne Besorgniß, voll Glauben an unsre Kraft und unser Glück, genähert hatten.

Wer den Menschen erkennen will, muß auch das, was ihn umgibt, erkennen.

Von dem Menschen, dessen Handlungen wir verstehen wollen, müssen wir alle seine Verhältnisse zu den Dingen umher kennen. Jeder von den Umständen abhangende Mensch handelt ungleich; sein jedesmahliges Betragen ist das Resultat seiner ihn am nächsten berührenden Dinge; er handelt bey der größten Mannigfaltigkeit der

zu behandelnden Materien, immer nach zufälligen Methoden. Wer in gesunden und frohen Tagen liebreich, in kranken und traurigen Tagen hart handelt, wird darum noch nicht durchweg liebreich oder hart genannt; er ist beydes, so sehr sich dieses zu widersprechen scheinet; er kann auch bey Gelegenheit gleichgültig thun; selbst gegen das für ihn Wichtigste keine Zeichen der Liebe und des Hasses geben; und wir nennen ihn, wenn er sich wieder aufbrausend gezeiget hat, doch noch gleichgültig. Wer kann sich rühmen, alle Bande, welche ihn an die Welt knüpfen, zu kennen; wer darf hoffen, sich die richtigen Prädikate beyzulegen. Der bescheidene Menschenkundiger benennet die Menschen nach ihren jedesmahligen gegenwärtigsten Handlungen; er gestehet es, er bezeichne sie auch nur nach demjenigen, was er an ihnen am öftersten bemerket hat. Dort macht eine Indigestion, ein schmerzender Zahn, aus einem muthvollen Manne einen feigen; und dieser wird durch einen körperlichen Schmerz vor der drohendsten Gefahr unerschrocken. Nicht blos im Scherze mag man sagen, ein Genie könne durch Weintrinken ein Dummkopf, und dieser durch dasselbe ein Genie werden: wir sehen, daß

diese Umwandelung durch Wein und Weiber täglich geschiehet. Schon im Alterthume machte die Liebe aus dem ersten Bewohner des Olymps einen Schwan, oder einen Stier; doch konnte sie die Götter und Göttinnen nur erniedrigen, nicht aber erhöhen, dieselben entadeln, nicht aber adeln: unter den Erdbewohnern hingegen macht sie aus dem Verzagten auch wohl einen Helden, und aus diesem vielleicht einen Verzagten; durch Liebe wird mancher Talentvoller stupide, der Geistloseste im hitzigen Liebesfieber gar auf eine Stunde ein Dichter, und ein bürgerlich Ungerechter bisweilen ehrlich. Ein Mensch kann durch Leidenschaft steigen und fallen; ein Gott muß durch sie nur fallen. Wenn wir einen in verschiedenen Lagen handelnden Menschen sehen, so werden wir jedes Mahl einen andern Menschen zu finden meinen. Derselbe Mann kann in der Einsamkeit empfindsam und schwärmerisch, in Gesellschaft kalt und verschlossen seyn; er ist im Amte gegen seine Untergebenen, wenn er sie durch Milde und Nachgiebigkeit verderben würde, streng und unerbittlich; dagegen, wenn er durch Freundlichkeit seine Anhänger vermehren will, in seinem Hause schmeichelnd; dort wo sein Wohlwollen und sein

Stolz rege gemacht wird, ist er freygebig und oft edelmüthig; gegen ungeliebte Personen, wo für seinen Stolz nichts geschiehet, knickerig, bis zur Ungerechtigkeit; unter Männern wild, gegen Weiber sanft; im Unglücke trotzig und hart, im Glücke schüchtern und gütig. Wer in verschiedenen Lagen verschieden handelt, ist noch nicht selbst ungleich, oder es müßten alle Menschen eben so sich selbst ungleich seyn. Am meisten mögen die launenvollen, hypochondrischen und wetterwendischen Leute ungleich heißen, welche ihre Entschlüsse wie durch das Loos bestimmen, an der Kirchthüre der ersten ledigen Weibsperson die Ehe anbieten, sich auf das nächste Schiff setzen, einerley, ob es nach Archangel oder Madras segelt, und selbst ihre künftigen, sogar pflichtmäßigen Handlungen nie voraus sagen können, weil sie durchaus niemahls eine Folge ihrer Ueberlegung, geschweige der ihnen vorgeschriebenen Gesetze sind. Auch in den mannigfaltigen Handlungen des unwandelbar rechtschaffenen Mannes, der den festesten Charakter hat, wird nur ein Menschenkenner die Gleichheit der Formen wahrnehmen, wo der seichte, nie den Zusammenhang erken-

ñende, gemeine Beobachter, doch Widersprüche zu sehen meinet.

Da die Menschen alles eines Nutzens wegen thun, so werden wir nicht eher bestimmen dürfen, ob sie das, was sie zu thun vermögen, auch thun wollen, bevor wir den Preis, welchen sie für ihre Thätigkeit gesetzet haben, kennen. Jeder Mensch ist durch irgend etwas zu bezahlen. Der allgemeingültigste Preis ist die Ruhe, d. i. der leidenlose Zustand, der ungestörte Genuß der schon besessenen, und durch den Besitz uns vertraut und theuer gewordenen Lebensgüter, das Gut der möglich kleinsten Veränderung unserer selbst, dessen Werth nicht eher, als bis es verloren worden ist, in seiner ganzen Größe empfunden werden kann, das dem Betrachtenden keine schimmernde Außenseite zukehret, und in ihm keine Extase erreget, ohne das aber jede andere Glückseligkeit undenkbar ist, und das die herzenskundigsten Weisen des Alterthums für die höchste Seligkeit der unsterblichen, olympischen Götter erklärten. Jedermann hätte diesen Preis in seiner Gewalt; wir alle dürften nur äußerlich gerecht, gute Bürger seyn, so hat jeder sich dadurch alle Menschen, die sonst die verderblichsten

Wesen sind, zu unschädlichen Wesen erkaufet. Wie viel besser wurde von dem feinsinnigen Julius Cäsar, als von seinem Gegner Pompejus, das Menschengeschlecht gekannt. Dieser forderte mit Drohungen und Verheißungen Italiens Bewohner auf, seine Partey zu ergreifen, ihre Ruhe, ihren Heerd, den Altar ihres Heils zu verlassen, und alles auf das Spiel zu setzen: Cäsar hingegen bot sich den Völkern, wenn sie ruhig in ihrem Hause blieben, und sich in den Kampf um die Welt nicht mischeten, zum Freunde an. Italien blieb ruhig, und kaum Einer trat auf des Pompejus Seite. Hätte Cäsar auf Italien, damit selbiges die Streitkräfte für ihn aufböte, einen goldenen Regen fallen lassen, jeder hätte den wohlfeilen Gewinn aufgefangen, und sich doch nach Belieben zu einer Partey geschlagen. Alle andere Güter, womit irgend Menschen gekaufet werden, gibt er zuletzt doch für die Ruhe weg. Die nach ihr gemeinste Art der Bezahlung menschlicher Thätigkeit ist das Eigenthum, Geld genannt; doch wer hiermit alle Menschen kaufen zu können meinte, der würde doch bisweilen auf seinen Menschenmärkten keine Waare finden. Die Habsucht wird nie so allgemein die

Menschen sich unterwerfen, als der Hang zur Trägheit; jene gebietet ihm anhaltende, in den meisten Menschen Ueberdruß erregende Arbeitsamkeit; und überdem werden noch durch den Geitz, mehr noch als durch die Ausartung des in alle Wesen gelegten Hanges zur Ruhe, Laster erzeuget. Noch wenigere Menschen lassen sich durch Liebe und Freundschaft kaufen; wer diesen Preis für sich annehmen soll, muß die geselligen Triebe in sich schon ausgebildet haben; er hat Verläugnung seiner selbst gelernet, und bedarf jetzt schon eines fremden Herzens. Hier ist die Liebe nicht mehr der unbesonnene Trieb, wodurch auch ein listiges Raubthier in die Falle gelocket wird, sondern ist die durch uneigennützigere Herzlichkeit veredelte Geschlechtsneigung. Nicht alle Menschen sind dieser Veredelung fähig; eben so wenig als der auf Gerechtigkeit, und Aufopferung des verschlingenden Egoismus, gegründeten Freundschaft. Zur Erhaltung unsrer Liebe des Eigenthumes sind physische Bedürfnisse hinreichend, die doch nicht immer thätig sind; noch wenigere Mittel sind zur Erhaltung des Verlangens nach Ruhe nöthig; hierzu bedürfen wir blos thierischer Natur. Immer kraftloser gebietet eine

Neigung, je mehr für dieselbe eine extensive und intensive Entwickelung anderer Vermögen nöthig ist, und je mehr sich der Mensch von der Thierheit entfernet. Größer ist noch die Anzahl derer, welche sich durch Ehre, als durch Geschmack kaufen lassen; durch die Ehre können wir uns eher, als durch den Geschmack, die guten Dienste der Menschen, Eigenthum und Ruhe kaufen: Ehre ist den halbrohen Menschen, und diese machen die größere Anzahl aus, schon verständlicher als der Geschmack, denn dieser erfordert unverwandtes Hinsehen auf die vollkommene Zweckmäßigkeit der Dinge, und bestehet in der Geschicklichkeit, den Idealen gemäß die Dinge, mit deren Verhältnissen zu den übrigen Wesen wir schon bekannt seyn müssen, zu bilden. Die Formen dieser Kaufpreise des Menschen sind zahllos, und müssen eben so gründlich wie die Natur und Bedürfnisse derjenigen Menschen, welche wir besitzen wollen, von uns gekannt werden. Oft scheinet uns jemand nur darum für keinen Preis erkaufbar zu seyn, weil wir den Markt, worauf er ausgestellet wird, oder die Waare, wofür er sich eintauschen lässet, nicht wissen: wir sehen ihn bisweilen allem Gelde widerstehen, und wir hätten

ihn doch für eine Schmeicheley bekommen; heute ist er etwa durch Liebe an uns zu bringen, und morgen verschmähet er diese Art des Preises. Ueber die Bestimmung des Werthes der Menschen entscheidet die meisten Mahle das Glück; wie wohlfeil sind bisweilen einige Menschen; thöricht klagen wir wohl gar das Schicksal an, daß sie unerkäuflich sind, da wir uns nur in dem anzubietenden Preise vergriffen: sie sind für uns verloren gegangen, weil wir ihre Individualität, und ihr höchst wohlfeiles Aequivalent, das wir in der Hand schon hielten, zu erkennen uns nicht bemühet hatten. Berühmt genug ist das Mittel, womit wir die Thoren aufzukaufen wünschen, um sie klüger zu machen; dieses Mittel ist die Zeit, die zu allen Einkäufen der Menschen gehöret; sie bezwinget alles, und lenket auch den halsstarrigsten Menschen einmahl nach unserm Willen. Wir würdigen durch die Behauptung, der Mensch sey zu kaufen, ihn nicht herab, denn was zu seiner Natur gehöret, kann ihn nicht erniedrigen: er hat Bedürfnisse und also Neigungen selbige zu befriedigen; diese machen die Möglichkeit aus, daß er für uns gebildet werden kann; hierzu muß er die Hauptmittel von den Mitmenschen em-

pfangen, welchen er sich überläßt, und die ihn freylich nicht sowohl für ihn, als für sie selbst ausbilden. Ein Theil der Welt wird immer durch einen andern Theil der Welt erworben; ein Mensch, wie er sich unsern Sinnen darstellet, ist immer weniger als die übrige Welt werth, ein Theil derselben ist zu ihrer Erwerbung allenthalben genug. Als moralisches Wesen darf und kann der Mensch durch keine Erscheinung erkaufet werden: ist unser Wille vernünftig, so ist dieser schon hinlänglich, den moralischen Menschen zu unsern Absichten zu bewegen. Den guten, den moralischen Willen kann niemand kaufen; wäre für selbigen ein Preis zu setzen, so wäre keine absolute, keine unendliche Würde mehr. Wäre es möglich, den Menschen durch andere Wesen als durch sich, und wohl gar durch Strafgesetze der Obrigkeit, moralisch zu machen, so erhöbe er sich kaum über die Thiere; seine Moralität bliebe ein blos juridisches Leben, er würde für die Menschen nur unschädlich gemacht, so wie den Schlangen die Giftzähne ausgerissen, den Bären Maulkörbe angeleget, Tieger gezähmet, und gefräßige Hunde, mitten unter lockenden Schüsseln, durch Schläge enthaltsam werden. Nur der Weise ist

unbestechlich; daher müssen wir in dieser Welt der Unwissenheit besorgen, es werde auch der Mann von den wenigsten und den unterwürfigsten Bedürfnissen, obgleich seine Neigungen zu schlummern schienen, bestechbar seyn. Zum Glücke sind, für die Standhaftigkeit mancher sich brüstenden Tugendhelden, die meisten Versucher zu wenig Menschenkenner, als daß sie die Neigungen ihrer Nebenmenschen zu erforschen, sie zu reitzen, und Befriedigung derselben anzubieten verständen.

Ein starkes gegenwärtiges Interesse hindert uns, nach unsrer gewöhnlichen Methode zu verfahren. Wer von seiner Empfindung auf einen Punkt hingerissen wird, richtet auch alle seine Aufmerksamkeit auf diesen Punkt, verfällt in ein Vergessen seiner selbst, siehet nicht auf sein ganzes Lebenssystem, und bemühet sich auch nicht, die Theile desselben in Harmonie zu erhalten: durch die Heftigkeit der Gemüthsbewegungen werden ihm seine Maximen fremd, oder er wird ungeschickt, nach denselben zu handeln. Ungewöhnliche Lagen erzeugen auch ungewöhnliche Empfindungen und Handlungen, und schaffen einen neuen Menschen: bezwingen ihn seine Leidenschaften ganz,

so bestimmet ihn blos sein Instinkt zum Handeln; hat er aber noch nicht völlig seine Besonnenheit verloren, so erhaschet er gemeiniglich neue Maximen. Nur bey Seelenruhe vermögen wir, das Gegenwärtige beobachtend, auch auf die Vergangenheit und Zukunft zu sehen. Kein Menschenkenner wird mit Gewißheit voraussagen wollen, wie Menschen in eine für sie ganz neue Lage versetzet, handeln werden; er selbst kann sein Betragen nur errathen. Wir sehen einen besonnenen Höflichen, welcher sich nicht blos mechanisch an ein feines Betragen gewöhnet, sondern selbiges aus Grundsätzen angenommen hat, eine unerwartet auf ihn eindringende Unhöflichkeit, wodurch wohl gar Verachtung gegen ihn ausgedruckt wird, mit Grobheit von sich abweisen: er ist hier entweder seiner Grundsätze uneingedenk, oder er überlässet sich seinem Naturtriebe. Der durch eine lange Reihe von Jahren an mechanische Höflichkeit Gewöhnte, handelt endlich immer maschinenmäßig; er gleichet einer Uhr, die, von Hofleuten oder von Bauern in die Hände genommen, darum nicht geschwinder oder langsamer gehet. Er läuft mit dem Kopfe an einen Laternenpfahl, und bittet ihn um Vergebung. Zeiget man den

Großen einen lockenden Gewinn, welchen sie durch ein ihnen ganz ungewöhnliches Betragen erlangen können, so werden auch sie höflich handeln. Ein Harpagon wird, wenn ein Liebesdämon in ihn gefahren ist, die hundert Knoten seines Beutels auflösen, um selbigen vor die Füße der Zauberin auszuschütten. Lovelace, dessen teuflisches Herz keine Enthaltsamkeit und keine Großmuth hegst, verschonet wohl gar die sich ihm überlassende Unschuld, läßt Selbstbeherrschung und Großmuth sehen, wenn er sich dadurch den Weg zur Clarissa, die ihn durch ihre Schönheit erschüttert, und durch ihren Stolz rachsüchtig gemacht hat, bahnen kann. Wer den Harpagon und Lovelace, nur in ihren ungewöhnlichen Situationen beobachtet hätte, würde jenen für freygebig, und diesen für edelmüthig halten, und doch nennen wir sie Geitzhals und Boshaft, denn zu diesen Benennungen werden wir durch ihre am häufigsten wiederkehrenden Handlungen berechtiget.

Von den mancherley Methoden der Ausbildung.

Auch die mancherley Methoden der Ausbildung des Menschen verursachen die so genannten Inconsequenzen seiner Handlungen. Verschiedene Methoden geben auch verschiedene Maximen; und, wie leicht entstehen auch Mißhelligkeiten zwischen denselben, da sie aus nicht übereinstimmenden Principien entspringen. Wen die eine Erziehungsmethode zur Bescheidenheit, und die andere zum Uebermuthe, dort zur Knickerey, und hier zur Verschwendung, bald zur Offenherzigkeit, und bald zur Verschlossenheit, gewöhnte: der wird, wenn die entgegen gesetzte Methode nicht die andere vertilgete, wenn er von allen Ausbildungsweisen eine gewisse Fertigkeit behalten hat, durch seine heutigen Handlungen den gestrigen widersprechen, und es muß in allen seinen Aeußerungen, durch eine leidige Coalition unverträglicher Maximen und Gewohnheiten, ein dem Menschenkenner, welcher lieber ganze als halbe Thiere haben will, widerliches Schwanken entstehen. Durch das abwechselnde Gewöhnen an Knickerey und Verschwendung, geräth der Mensch in Ge-

fahr, immer zwey mögliche Zwecke zu verfehlen, wenn er in demselben Augenblicke, da er mehr, als sein Vermögen verstattet, ausgibt, durch das Abzwacken einer nothwendigen Kleinigkeit seine Absicht ganz vereitelt. Als bloßer Verschwender des Seinigen hätte er sich noch hier und dort einige Vortheile erworben; und durch Knickerey allein wäre die Masse seines Vermögens angewachsen: aber durch das unüberlegte Paaren beyder verfehlet er alle seine Zwecke.

In gut gebildeten Menschen muß nichts dem andern Theile desselben Abbruch thun; die Ausbildung zur Poesie muß der Ausbildung zur Philosophie und Mathematik nicht widerstreiten; nein, beyde müssen sich wechselseitig stärken. Was soll uns die Kunst, unsre freyen Gedanken und Empfindungen aufs deutlichste, kraftvollste und schönste auszudrücken, wenn es uns an Stoffe gebricht, wir unsern Vorrath nach echten Principien zu ordnen nicht gelernet haben, und wir unsrer Phantasie keinen Zaum anzulegen verstehen? Was helfen uns die Wissenschaften ohne die Kunst, welche sie für die Welt belebet. Eine lebendige Einbildungskraft muß die unfruchtbaren Gedanken vereinigen, damit zwischen selbigen

neue

neue Lichtgestalten entspringen, und aus dem dürren Stoffe eine neue liebliche Schöpfung erwachse. Nie gab es einen großen Dichter, ohne großen philosophischen Geist; und wie sollte ein echter Philosoph, wenn er nicht in sich das ausgebildete Vermögen des Schaffens besitzet, möglich seyn. Es ist falsch, daß die Kultur des Gedächtnisses dem Urtheilsvermögen schaden müsse: wer immer fort, ohne je über das Erlernete nachzudenken, auswendig lernete, der würde ja seine Urtheilskraft nur nicht ausbilden; er würde sich zum Vorrathskasten fremder Worte, zur Maschine, sie zu wiederhohlen, machen, und nicht daran denken, eigene Urtheile, weil er an den im Gedächtnisse haftenden sich genügen läßt, zu fällen. Wer die eine Seelenkraft auf Kosten der andern ausbildet, der wird von der vermehreten Kraft mehr Schaden als Vortheil ziehen. Der bloße Gedächtnißheld kann um desto dümmer werden, je mehr sein Erkenntnißvorrath zunimmt; aber es wird auch jener, der allein das Denkvermögen in sich, nicht aber seine Gelehrsamkeit, vermehret, der zwar eine Form, doch keine Materie hat, für das Leben unbrauchbar, trocken und geschmacklos; und so wird auch derjenige, der

seine Einbildungskraft, ohne strenges Wissen, kultivirt, ein Schwärmer und albern.

Wie oft müssen wir an achtungswerthen Leuten, welche an ihrer Bildung, in den sich entgegen gesetztesten Schulen, gearbeitet haben, irre werden, wenn sie durch unvermuthete widersinnige Handlungen unsre Erwartung täuschen. Freylich ist niemand aus einem Gusse entstanden, jeder ist allmählig zusammen geflicket worden; daher das überraschend Buntschäckige der Charaktere. Wir finden wahren philosophischen Geist bisweilen mit Gespensterfurcht und mit Angst vor den „vielleicht in Erfüllung gehenden Prophezeyungen" gepaaret, denn es haben nicht blos Weltweise, sondern auch Mährchenkrämer auf den ehemahligen Zögling gewirket. Zwar seine Erkenntnisse mag er unter einander zusammenstimmend machen, doch wird die Vernunft unabläßig von seinen Empfindungen bekrieget, und sie muß sich, obgleich nicht in ihrer Gesetzgebung, doch in ihrer Gesetzerfüllung, einschränken lassen. Umsonst, daß die Vernunft das Possenhafte der Gespenster- und Weissagererzählungen sich und den Empfindungen demonstrirt; diese haben keine Ohren; die Eindrücke der Phantasterey, der Furcht

und des Schreckens haben ihr Unheil schon angerichtet; sie haben ihre verderbliche Wirkung auf das ganze Nervensystem des Menschen befestiget, und er wird bey der Aufstellung der Bilder seiner Phantasie ein Raub der daraus entspringenden Gefühle. Mit voller Ueberzeugung redet er sich, gepeiniget von der Angst vor unsichtbaren Wesen, und vor den erlogenen Bildern der allen Menschen verborgenen Zukunft, laut und ernsthaft zu, es sey das alles, wovor ihm grauet, unmöglich; die Angst währet fort, die Eindrücke seiner Jugend sind unvertilgbar. Oft sind die fähigsten Gemüther, denn sie sind auch die empfänglichsten, mit leichter Mühe in solche Widersprüche mit sich selbst zu versetzen, da sie anfangs auch sehr leichtgläubig sind, und bey der Stärke ihres Combinationsvermögens, da wo Andere noch gar nichts Aehnliches in der Natur erblicket haben, Möglichkeiten entdecken. Beweise finden wir unter den scharfsinnigsten Naturbeobachtern, vom Aristoteles bis auf Rousseau. Helden, welche auf die Mordinstrumente eines feindlichen Heeres, wie auf die zum Verkaufe ausgestellten Waaren, mit Vergnügen oder mit Gleichgültigkeit sahen, verspotteten zwar die Vorausverkündigung

eines Druiden, daß sie in Jerusalem sterben würden, hätten es aber für den Besitz der ganzen Welt nicht gewaget, nach Jerusalem zu gehen, denn durch die in der Kindheit gehörten und geglaubten Ammenmährchen, war ihr Inneres so bearbeitet worden, daß sie doch die Möglichkeit daselbst zu sterben dunkel in sich behaupteten. Der lebhafteste Spott, den wir mit der entschiedensten Ueberzeugung, als Männer, über das Geisterreich ausstoßen, kann die durch schreckhafte Jugendbilder in unserm Körper erregte Zerrüttung nicht mehr ungeschehen machen.

An Männern, welche durch den Ruhm ihrer Gelehrsamkeit und Kultur aller Augen auf sich zögen, ist die Ungleichheit und das Widersprechende des Betragens am auffallendsten; sie haben gemeiniglich viele und ungleiche Lehrer gehabt; und können auch nicht auf jedem Platze gleich groß seyn. Wie oft haben der Fabeldichter Lafontäne, und der genialische Meßkünstler Lambert ihrem bewundernden Beobachter, wenn die in ihrem Museum so tief in die Natur der Menschen und Dinge blickenden Gelehrten, im gemeinen Leben, selbst in den jedermann bekannten Dingen, die jugendlichste Unwissenheit zeig-

ten, ein selbst schmeichelndes Lächeln abgenöthiget. Ein Gelehrter, welcher entweder die Menschen selbst, oder ihre unmittelbaren Thätigkeiten bearbeitet, empfänget zum Ausbilden seines innern und äußern Wesens weit mehr unmittelbare Unterweisung, (die auch tiefere Eindrücke in ihm zurückläßt, und ihn zu ausgezeichnetern Handlungen bestimmet,) als derjenige empfängt, der immer nur auf die vor seinen Augen rasch vorbey strömenden Menschen, und die gewöhnlich nur auf eine entfernte Weise mit den Menschen in Verbindung stehenden Dinge wirksam ist. Dieser ruhige, und oft seichte Mann drehet sich gleichförmig, ohne irgend wo anzustoßen, im Kreise mit den Menschen herum; er besitzet mehr als die speculirenden Köpfe, (welche die festgehaltenen Gegenstände mit Interesse erforschen,) für jede Stelle, und für jeden Menschen eine Alltagsbrauchbarkeit: nichts konnte ausgezeichnet tiefe Eindrücke auf ihn machen; er hatte entweder unzählige oder gar keine Lehrer; doch vor allen Dingen lernete er die courfirende Schicklichkeit des Betragens gegen die Menschen. Gleichheit und Schicklichkeit des Betragens finden wir an Weibern mehr als am männlichen Geschlech-

te; sie empfangen in der jetzigen Ordnung der Dinge und Menschen auch nicht so vielseitigen fremden Unterricht; man macht ihre Erziehung nicht so übereilt zu einer Staatssache; die leidige Ausbildung in Masse bringet sie weniger von dem Wege zu ihrer Bestimmung ab, und sie werden nicht ohne den Einfluß der Männer Karrikaturen. Doch hier ist die Rede nur von dem großen Haufen der Weiber, nicht von den in Mistbeeten, oder Vogelbauern, oder auf Marionettentheatern gezogenen (und doch nur die gröbern Sinne ergötzenden) Produkten. Die unkunstmäßigsten Wesen bildet die Künsteley; diese maßt sich die Aemter der Kunst an, besetzet mit einem Kobolte den heiligen Lehrstuhl, und verdränget diejenige, ohne die das Menschengeschlecht nicht aus dem Thierstande hervor gehoben werden kann. So tritt leider! an die Stelle der Kunst, nicht etwa rohe Natur, sondern ein unreiner Geist, der noch von vielen für einen guten Genius gehalten wird, aber nur aus Bären Affen bildet. Dieser Künsteley überlassen die Weiber mehr ihren äußern, als innern Menschen; auf diesem bleibet das Naturgepräge fast immer sichtbar; er wird daher von allen äußern Eindrücken, ohne daß eine sich be-

sonders tief eingraben sollte, ausgebildet, und läßt sich beynahe nur von der Geschicklichkeit, auch hin und wieder von einer Art des Geschmackes, Gesetze vorschreiben. Die dem Ansehen nach am meisten von einander abweichenden Aeußerungen des Weibes sind gemeiniglich nur verschiedene Formen von einerley Gemüthsbewegung, und sind selten aus den unter einander unverträglichen Dingen, welche nach widersprechenden Methoden auf selbiges angewendet worden sind, entstanden. Weiber mit dem sanftesten Herzen zeigen nicht selten eine stoische Unbeugsamkeit, die in rauhen, stürmischen Gemüthern am wenigsten Statt findet, und uns hier als unerschütterliche Geduld, dort als treue Anhänglichkeit an ihren Geliebten, an welchen die Natur, Maxime oder Pflicht sie fesselte, erscheinet. Solche Weiber bedürfen keiner sich widersprechenden Ausbildungsmethoden, sondern oft nur ihrer Reitzbarkeit und Eitelkeit, um für den Einen mit der großmüthigsten Selbstverläugnung alles aufzuopfern, und dann wider denselben, zu einer andern Zeit, als wäre er das widerlichste Raubthier, Pein und Tod zu beschließen. Dasselbe Weib kann jetzt sich der üppigsten Wollust

und gleich darauf der glühendsten Andacht über-
lassen, und hier eben so wenig taugen wie dort.

Die menschlichen Handlungen sind kein für uns übersehbares System.

Es ist nie möglich, mit Sicherheit von einer
menschlichen Handlung auf die darauf folgende
zu schließen. Ein nicht vorher gesehener Umstand
läßt uns oft ganz anders handeln, als wir be-
schlossen hatten, oder auch nur uns zutrauen,
daß wir handeln würden. Jedermann ist ein
Mensch des Augenblickes; von diesem muß er
sich in die jedesmahlige, nicht von dem freyen
Menschen abhängige, Welt einschieben lassen. So
wie die Natur keine gerade Linien macht, so gehet
auch der Mensch auf keinen geraden Linien, die
er vorher genau bestimmen könnte, durch die
Welt; auch er beweget sich um seinen Central-
körper, nach der Meinung der Zuschauer, sehr
regellos; aber in der Natur beweget er sich voll-
kommen regelmäßig. Vom Genie wird gesaget,
es bahne sich seinen eigenen Weg; es wird aber
auch dem vortrefflichsten Kopfe durch die Umstän-

de seine Richtung gegeben; er kann, je lebhafter er ist, desto leichter auf eine andere Bahn gebracht werden. Man hat das Genie mit einer vom Abhange herabrollenden Kugel verglichen, welche durch die kleinsten Unebenheiten, je schneller sie fortläuft, desto heftiger aus ihrer Bahn geschleudert wird. Niemand darf sich einbilden, das Genie komme immer auf den Punkt hin, auf den es anfangs zuging; es beweget sich zu oft in krummen Linien, gleichsam auf gutes Glück. Die Punkte, welche in der Gesellschaft von dem Genie verherrlichet werden, sind nicht durch die Natur, sondern durch die Freyheit, wohl gar durch die Willkühr, gemacht worden. Die Natur schuf keine Theologie, Arzeneykunde, Staatsklugheit, Feldherrnwürde, Kunst ꝛc., für dieses oder jenes Geschäft der so willkühlich gebildeten Gesellschaft konnte nicht die Natur die mancherley Arten des Genies bestimmen, obgleich sie wie die vom Sturmwinde fortgetragenen Saamenkörner der Bäume, hier in das Wasser und auf den nackten Stein, und dort auf den für jede Art derselben mehr oder weniger fruchtbaren Boden fielen. Boerhaave meinte wohl selbst, es bestimmete ihn sein Genie zum Theologen; und

ohne die, entweder ernsthaft oder ironisch über- nommene Vertheidigung spinosistischer Lehren, gegen die absurden Schmähungen eines von ihm beschämten Reisegesellschafters, der ihn in den Verdacht der Ungläubigkeit, oder des Spinosis- mus, bey gedankenlosen aber orthodoxen Prie- stern und Austheilern der Schäferstäbe, brachte, hätte Boerhaave die, für ihn vielleicht ruhmlose, Weide der Theologie nicht verlassen, und er wäre nie ein Fürst unter den Aerzten geworden. Ein großer Reformator hätte es wohl bey den ersten Versuchen, von sich und von seinen Zeitgenossen das Joch der Hierarchie abzuschütteln, bewenden lassen, wenn ihn seine gegen eine Braut des Himmels entbrannte Liebe nicht zum Zerreissen aller klösterlicher Fesseln muthvoll gemacht hätte, um den Tyrannen über die Geister seinen Knechts- dienst auf immer aufzusagen. Wer von einigen der gepriesensten menschlichen Handlungen die Quellen kennet, wird nicht mehr die Meinung hegen, sie stammten aus dem Himmel ab: der unbefangene Beobachter wird über die seltsamen, kindischen Launen, und die geringfügigsten Er- eignisse, wodurch so viele bewunderte Großthaten der Menschenwelt veranlaßt werden, den Kopf

schütteln. Der weltberühmte Patriotismus des Cato entstand gewiß aus keiner lautern Gerechtigkeits- und Vaterlandsliebe, sondern vielmehr aus einer hochmüthigen, halsstarrigen Unverträglichkeit, und aus Neid und Haß gegen gewisse ihm mißfällige Personen. Er pochte auf die Gesetze, und drang mit wilder Heftigkeit auf ihre Erfüllung, doch nicht zur Erhaltung des Bürgerthumes, und zur Erweckung des hohen Sinnes für Freyheit und Gerechtigkeit: Cato war mehr eigensinnig als fest in seinen Grundsätzen; und seinen Werth als Mensch verderbte er durch die ihn beherrschende Liebe zu Wein und zu Weibern. Männer, welche man für sehr selbstständig hielt, und die mit dem wärmsten Herzen die Absichten ihrer Regenten befördern halfen, wurden durch einen zurückstoßend unfreundlichen Blick des Ministers plötzlich die eifrigsten Anhänger der Oppositionsparthey. Manchen sehr thätigen und gefälligen Geschäftsmann hat die Veränderlichkeit oder die Laune seiner Geliebten, sie mochte Weib oder eine Grille seyn, in die Einsamkeit getrieben, und zum Timon umgeschaffen. Eine der sonderbarsten Erscheinungen ist gewiß der tapfere Ritter, der, nach hundert bestandenen

glücklichen Fehden, sich dem Mönchsleben widmete. Man hatte ihn als Kämpfer noch lange unter seinen Feinden zu sehen gehoffet, aber die Kräfte, sein siegreiches Schwert zu schwingen, verließen ihn; jetzt schwinget er das Rauchfaß: da er aufhören mußte, Gewaltthätigkeiten auszuüben, so kam er zum Nachdenken, und er blickte angstvoll nach dem Ende aller Dinge. Wer Sünde auf Sünde ununterbrochen folgen läßt, der hat noch keine Zeit, Gewissensbisse zu fühlen; diese entstehen nur in den Stunden der Ruhe, des Stillestehens im Bösehandeln, und während der Aufmerksamkeit auf sich und auf die Summe des Lebens. Einige Handlungen der Unvernunft, welche von ähnlichen abgelöset worden sind, werden immer durch die darauf folgenden Thorheiten in Vergessenheit gebracht; ein schlauer Bube begehet auch wohl mit Vorsatz eine neue Narrheit, schneidet seinem von der ganzen Stadt bewunderten Lieblingshunde den Schwanz ab, damit die ältern und vielleicht größern Narrheiten, bey dem Schwatzen über die gegenwärtigste und also wirksamste, nicht ferner mehr untersuchet werden. Ein Ritter in der vollen Kraft zu sündigen, würde schwerlich busfertig bleiben; die meisten dau-

ernden Bekehrungen nehmen wir nur an ausgedienten Sündern wahr, welche wohl noch dazu durch körperliche Schmerzen an ihre künftigen Erwartungen erinnert werden. Sie geißeln sich selbst, als ob sie durch das Schicksal darauf angewiesen wären, irgend jemand ein Uebel zuzufügen. Die Lanze gegen ihren äußern Feind ist ihnen zu schwer geworden, und daher ergreifen sie den leichtern Knotenstrick gegen ihren innern Feind. Eine reuige Maria Magdalena, wenn sie ihre übrigen Tage keusch verblieb, scheinet nicht mehr jung gewesen zu seyn. Dieselbe Reitzbarkeit der Organe jagte den Kaiser Karl nach Tunis und, da er zurück geschlagen und zum Gefühle seiner Kraftlosigkeit, gleiche Ritterzüge wieder zu unternehmen, gebracht worden war, in das Kloster zum Gebetskampf.

Wir sehen nur einzelne uns täuschende Handlungen des Menschen.

Es verräth Uebereilung oder Unwissenheit, wenn man die Menschen aus einzelnen Handlungen erklären will. Von diesem Beobachter ist der Marquis d'Argens für einen harten und zänkischen, von jenem aber für den gütigsten und gefälligsten Mann gehalten worden. Beyde hätten überein gestimmet, wenn sie ihn immer nur in seinen hypochondrischen Tagen, bey dem unwillkührlichen Wechsel seiner Launen und Empfindungen, oder immer nur in seinen gesunden und glücklichen Stunden, wenn er voll Muth und Liebe den Wirrwarr der Dinge zufrieden durchschaute, gesehen hätten. Die Durchflüge rasch urtheilender Reisender, durch die auf fünf Minuten besuchten Städte, vor berühmten Männern und Denkmahlen vorbey, und die raschen Beurtheilungen der von dem Postwagen erblickten Nationen, sind mit ihren Widersprüchen bekannt genug. Verliebte Weiber können an einem Orte sehr schüchtern seyn, wenn sie dort durch ihren Muth selbst den Helden Bewunderung abnöthigen; auch die sanftesten Mädchen haben,

durch das stechende Gefühl der Unanständigkeit überraschet, einen zu täppischen Mann körperlich gezüchtigt. Julie Capelletti ist entschlossen sich wie eine Leiche in das Familienbegräbniß tragen zu lassen, wo sie zwischen Todten erwachen soll, wenn sie nur daselbst sich ihrem Romeo überliefern kann. Auch die liebliche schüchterne Lydia, die Nichte des Matthias Bramble, schläget einem frechen Stutzer ins Gesicht. Der edle, tapfere Albany wollte da, wo er die Gerechtigkeit beleidigen mußte, nicht fechten. Sehr irrig ist das für allgemein richtig angenommene Sprichwort: Wer mit schlechten Menschen umgehet, ist auch ein schlechter Mensch. Selbst Shakspear hat diesen Satz, in der Schilderung der Jugendjahre Heinrichs V von England, der doch, nach dem Zeugnisse aller Geschichtschreiber, zu den vortrefflichsten Königen gehört, nicht für wahr anerkannt. Heinrich als Kronprinz war viel in der Gesellschaft Fallstafs, Bardolphs, Nyms, Pistols ꝛc. den Mitgliedern einer Spitzbubenbande. Noch mehr könnten wir über diesen Prinzen, wenn wir seine Absicht nicht merken, erstaunen, daß er selbst mitging, da die Spitzbuben auf der Landstraße eine reisende Kaufmannsgesellschaft plün-

dern.

dern wollten. Am Hofe hätte er die Menschennatur nimmermehr so unverhüllt und richtig, und die Beschaffenheit der Engländer, die er einst regieren sollte, und den Charakter des großen Haufens seines rohen Volkes, so genau beobachten können, als in der Schenke der Frau Quickly. Vielleicht fand er unter allen Hofleuten niemand, dessen Witz so reich und erweckend gewesen wäre, als des schelmischen Fallstafs Witz. Der Prinz erkannte die Nichtswürdigkeit dieses Menschen vollständig, und ließ ihn oft die schmerzhafteste Verachtung fühlen, benutzte aber zur Befruchtung seines eigenen Witzes, die unerschöpfliche Laune dieses Gesellschafters. Nur derjenige, der sich wissend als Werkzeug schlechten Menschen überläßt, ist ein schlechter Mensch: wer sich aber schlechter Menschen als Mittel zu seinen Zwecken bedienet, wird dadurch eben so wenig ein schlechter Mensch, als derjenige, der sich der Hunde bedienet, ein Hund wird. Der triviale Spruch: „Wir lieben die Verrätherey und hassen die Verräther,“ ist oft sehr richtig, denn viele, welche durch die tückisch ihnen entdeckten Geheimnisse glücklich geworden sind, möchten doch nicht selbst, ohne dem ungleichsten Kampfe gegen eine solche verabscheute

Nichts-

Nichtswürdigkeit unterlegen zu haben, Verräther werden. In einigen durch Kultur sehr berühmten Ländern muß ein Richter nicht selten schlechte Leute, ehemahlige, wohl gar schon unter dem Galgen begnadigte Scheime und Diebe, mit einer Art von Vertraulichkeit behandeln, um aus ihnen, da sie die Wege und Höhlen der Spitzbuben am besten kennen, Spione und Diebsfänger zu machen. Er bedienet sich allerdings trauriger Mittel, wodurch er den Mängeln und Fehlern der Gesetze und der Polizeyverfassung abzuhelfen suchet; er findet aber kein kräftigeres Mittel, um die in der dicksten Finsterniß dem gemeinen Wesen unerträglich gewordenen Schelme an das Licht zu ziehen. In den meisten Bürgergesellschaften, wo nicht die Redlichkeit, sondern nur die Klugheit, für die höchste Vollkommenheit gilt, mag ein Heer von Spitzbuben im Solde der Nation stehen, wenn man ihnen, wie den gefräßigen zur Jagd abgerichteten Raubthieren, damit sie nicht selbst die Beute verzehren, einen Ring über die Nase gezogen hat. Sobald Heinrich V den Thron bestiegen hatte, verließ er seine ehemalige, sonderbare Schule auf immer, und niemand von der lustigen Rotte durfte sich ihm, ohne seine

Erlaubniß, nähern. Er wußte zu gut, daß er als Prinz nur ein gemeiner Staatsbürger gewesen war, und sich den übrigen Engländern gleich stellen durfte; daß er aber als König sich niemanden überlassen, keinen Günstling, auch keinen Feind haben müßte. Ein König, blos als König, ist die Personification des allgemeinen Bürgerwillens, und der allgemeinen Bürgerkraft; man saget daher recht, als ein solcher habe er nicht einmahl Verwandte, und stehe überhaupt in keinem Verhältnisse eines einzelnen Bürgers gegen einzelne Bürger. Ein Land wird von einer alles verheerenden Sklaverey bedrohet, wenn selbiges von dem Fürsten als sein Hausgut betrachtet wird, das er zur Beförderung seiner Familienabsichten aufbrauchen darf. Der Herrscher eines Reiches ist in seinem Amte ein ganz einzeln dastehendes Wesen, das blos in den Herrschern anderer Reiche ihm ähnliche Wesen sehen muß, das sich in seinen Handlungen von keinem Individuum, sondern nur von den mit Gott oder mit der Vernunft verwandten Gesetzen, bestimmen lässet. Steiget der Fürst von seinem Throne herab, und suspendirt seine Regentenarbeiten, dann mag er wie jeder andere Bürger seines

Landes handeln, dann hat er Verwandte, Freunde und Gesellschafter aller Art um sich; er erhebe sich aber dann nie gegen sie als Fürst, sondern stelle sich ihnen gleich. Heinrich V ist, wenigstens wie ihn der große Dichter auf die Schaubühne führet, durch das Aufgeben seiner jugendlichen Handlungsweise, und durch die Entfernung derjenigen, die sich ihm, als Prinzen, frey nähern durften, ein Muster für alle angehenden Monarchen.

Wir könnten noch mehr Beyspiele auffinden, wie leicht wir uns durch einzelne Handlungen des Menschen, in der Beurtheilung seines Charakters, irre leiten lassen. Wir sehen jemand von dem Umgange mit den Großen sich zurück ziehen, und halten ihn wohl für demüthig, da er doch zu den stolzesten Menschen gehört. Vom Diogenes wissen wir alle, daß ihn keine Demuth abhielt, sich zu dem Eroberer zu drängen, daß er, der nichts wünschte, seinen Antipoden, den der Besitz einer Erdkugel noch nicht reich gemacht hätte, verachten konnte, und gewiß mit der äußersten Geringschätzung auf die hungrigen Gelehrten, welche dem Alexander sich zu empfehlen wetteiferten, hinab sah. Selten mag ein Einsiedler, wel-

cher sich aus dem Drängen und Treiben eines gierigen Menschengeschlechtes, dessen Arbeiten und Kunst er auf immer entbehren will, geflüchtet hat, eben so wie ein echter Philosoph, der den Kreis seiner Bedürfnisse, (wenn es nur mit seinem ununterbrochenen schuldigen Fortschreiten zur höhern geistigen Vollkommenheit bestehen kann,) mit der größten Selbstverläugnung einschränket, an das Menschengeschlecht, und an die gewaltigen Zahlmeister und Besitzer desselben, von welchen er nichts als ihre Schuldigkeit, daß sie sich um ihn nicht bekümmern sollen, verlanget, mit Liebe und Achtung gedenken. Wer wollte wohl aus der gelegentlichen Verachtung des Todes, die wir oft in hasenherzigen Menschen wahrnehmen, auf Heldenmuth schließen. Obgleich jemand in der Schlacht, wo ihn Fanatismus, Blutdurst oder Ehrgefühl und Resignation, gegen den Tod gleichgültig macht, den Namen eines Helden erhielte: so könnte er doch bald auf dem ruhigen Krankenbette, wo er so frey um sich, selbst bis nach dem Vorhang der Ewigkeit, blicket, wenn die Erinnerung an zahllose strafwürdige Handlungen, und an die schauderhaften Drohungen, bis auf die Mährchen der Kinderstuben, in

dem Kraftlosen erwachen, ein Feiger genannt werden. Auf dem Schlachtfelde gibt es mehr Helden, als in allen übrigen Verhältnissen des gemeinen Lebens; den wackersten Krieger sehen wir vor dem ernsten Blicke seiner Obern, oder wenn er in den großen Haufen des Volkes zurücktritt, vor der Stimme seines Brodherrn zagen, ja sogar vor der Zunge eines sonst ohnmächtigen Weibes die Flucht ergreifen. Der roheste Wilde und der kultivirteste Mensch, fürchten den Tod auf dem Krankenbette nicht; vor jenem hat sich noch keine furchtbare Zukunft eröffnet, und dieser hat, kraft seiner Selbstbeherrschung, nur die Furcht vor der Uebertretung seiner Pflicht gelernet, und wird nur von seinem Gewissen bedrohet.

Die hervorragendsten Handlungen eines Menschen sind nicht die stärksten Merkmähle seiner Kraft. Niemand kann wissen, wie groß eine Kraft bey einer Erscheinung gewesen sey, wenn er die überwundene Gegenkraft nicht kennet. Wir werden uns nicht einbilden, der bey irgend einer Gelegenheit Thätigste, sey auch zu aller Zeit der Thätigste; er kann wohl zu mancher Zeit der Trägste seyn. Man muß wissen, wie lange er

sich gerüstet hat, ehe er zu handeln anfing. Nur Unerfahrne lassen sich durch die großen Vorbereitungen eines Menschen hintergehen, daß sie meinen, er werde auch viel thun. Der Erfahrnere lächelt, wenn er höret, wie jemand zu Geschäften, welche er auf der Stelle anfangen sollte, sich ein neues Jahr, den Anfang einer Woche, oder sonst etwas Epochenmäßiges, bestimmet. Gemeiniglich stellen sich einem solchen Zauderer, an dem Termine seiner Thätigkeit, Hindernisse entgegen, seine Fertigkeit, neue Epochen für sich anzusetzen, wächst eben so, wie die Hindernisse für ihn wachsen; aber seine Kraft dieselben zu überwinden nimmt ab, und er kann der untauglichste Mensch werden. Jeder, welcher das, was er schon heute anfangen sollte, auf morgen verschiebet, erreget auch gegen seine moralische Kraft Zweifel: das Gute, unsre Pflicht für den gegenwärtigen Augenblick, muß durchaus nicht in dem folgenden Augenblicke geschehen. Der große Staatsmann de Wit erklärte den Grund seiner Fähigkeit, mehr als andere Menschen ausrichten zu können, durch den kurzen Spruch: Ago quod ago. Ein Geschäft denken und es thun, war für ihn unzertrennlich; er durfte seine Arbeitsam-

keit, da er nie etwas von heute auf morgen verschob, auch nie verdoppeln. So war auch Leibnitz im Stande, seiner ausgebreiteten Correspondenz ungeachtet, jeden Brief, und enthielt dieser auch nur ein Compliment, zu beantworten, denn der große Mann erbrach nicht leicht eher eine Zuschrift, als bis er Zeit hatte, auf der Stelle die Antwort zu ertheilen.

Niemand traue dem Glanze menschlicher Handlungen, um sie daher für wichtig zu halten. Das berühmteste Werk ist oft nicht das Werk des wahrsten Genies; der herrlichste Sieg, der von den Feinden erlittene schwerste Verlust, und wäre dadurch auch der ganze Krieg entschieden worden, verräth noch nicht das entschiedenste Feldherrentalent. Begebenheiten, welche wir dem Zufalle zuschreiben, sogar die unvernünftigsten Fehlgriffe, die verderblichsten Maßregeln, konnten eine Unternehmung zum erwünschtesten Ausgange bringen: und nun jauchzet das Volk, als ob es Riesen in den Lüften sehe, über die vermeinte Weisheit und das wunderthätige Genie, und erhebet eine Handlung, welche auch wohl ein Gewebe von Schelmerey und Dummheit seyn mochte, zu einer Göttertat. Nicht selten lächelt der hinter

den Vorhang blickende Kluge über die scharfsinnigen Leute, wenn sie durch ihre Erklärungen in Träume versenket, dem Adlerfluge eines (auf Krücken fortschleichenden) Schriftstellers nachzufliegen meinen, und wenn sie in Entwickelung der Kriegstalente und des Muthes, wodurch jener gegängelte General eine Schlacht gewonnen haben soll, sich selbst zu Helden demonstriren. Mehr als Ein Mahl ist ein Buch und ein Sieg durch Schurkerey und Geld negociirt worden, und der vorgegebene lorbeerreiche Schriftsteller und Sieger, wissen mitten in ihren Triumphen nicht recht, was mit ihnen vorgehet, und sind dem Eingeweiheten, vor dessen Augen sie als Marionetten tanzten, Gegenstände der muthwilligsten Laune. Die Gesinnungen und der Werth eines Menschen, dürfen nicht aus seinen schimmernden, noch weniger aus seinen öffentlichen, und gar theatralischen Handlungen bewiesen oder errathen werden: wir sehen die meisten Mahle viel tiefer in sein Herz, wenn wir seine gemeinsten, alltäglichsten Handlungen beobachten. Ein Mensch, welcher sich für ganz ungesehen hält, wird sich durch sein Betragen am auffallendsten verrathen, denn er handelt hier ohne Zwang und vollkommen na-

türlich. Das scharfe Auge des Menschenkenners kann durch die sorgfältigen Verkleidungen nicht immer durchdringen; das gemeine Auge entdecket einige Dinge nicht eher als bis ein Ausrufer dabey stehet, welcher der Dinge Daseyn und Preis verkündiget. Hätte der böhmische Graf, bey dem sich Moriz, ein sächsischer Officier, als Jäger vermiethete, nur mehr Aufmerksamkeit besessen, er wäre, da Moriz zur Versicherung seiner Ehrlichkeit in künftigen Diensten ihm die Hand reichte, wie man sie doch nur seines Gleichen gibt, wenigstens mißtrauisch geworden, ob dieser denn wirklich ein gemeiner Jäger sey. So verrieth sich jener in einen Bauer verkleidete Officier dadurch, daß er, indem er angefallen wurde, nach dem Degen, der doch jetzt nicht an seiner Seite hing, greifen wollte. Viele Handwerker kann man, auch außer ihrer Werkstäte, an den angewöhnten Bewegungen ihrer Glieder erkennen. Jemand hatte richtig errathen, daß ein Geistlicher, der ihn im Gespräche mit freundlichem Gesichte an der Hand fest hielt, und sie bisweilen drückte, der Beichtvater eines Nonnenklosters sey. Wer den Pastor Blasius vor dem ihm vorgehaltenen, geschenkten Kuchen, und die Naschbegierde dieses von Natur

nicht ganz schlechten Mannes, siehet, wird über die Ursachen warum derselbe ein so hinabgewürdigter Sklave seines erzbösen Weibes, und so niedrig denkend seyn konnte, nicht in Ungewißheit bleiben. Hätte Blasius, der sich so wenig zu verläugnen wußte, seinen Gelüsten mehr versaget, er würde ein achtungswerther Mann, und Herr in seinem Hause gewesen seyn. Wer selbst gegen sich hart ist, läßt schwerlich Andere gegen sich hart seyn; wer am wenigsten den Schmerz scheuet, der hat am wenigsten Schmerz; da hingegen derjenige, der am gierigsten dem Vergnügen nachjaget, davon selten etwas erreichet, denn es gibt für ihn nirgends so viel Vergnügen, als seine Unersättlichkeit verlanget. Wer einen schimpflich erkauften Frieden verachtet, der macht sich furchtbar und lebet am friedlichsten: wir müssen viele Lebensfreuden wegwerfen, damit die raubsüchtige Welt uns den Rest unangetastet lasse. Nur selten gelinget es uns, aus einer einzelnen Handlung ein vollständiges Gemählde des Charakters zu entwerfen. Cicero mochte wohl oft ganz richtig beobachtet haben, daß jemand der sich den Kopf mit einem Finger kratzte, ein träger, unentschlossener Mensch sey: wie sehr irrte aber

der scharfblickende Consul sich im Julius Cäsar, den er, dieser Ursache wegen, auch für einen trägen, unentschlossenen Menschen hielt. Der einzelne Finger in Cäsars Haaren verrieth wohl den ruhig überlegenden Mann, der nicht mehr Mittel, als der Zweck erfordert, anwendet, der eine Sache, welche er mit geringer Mühe wegschaffen kann, nie mit Sturm angreift. Der Ausbruch jedes Affektes, sogar schon das Lächeln, läßt uns oft die gesammte Kultur eines Menschen errathen. Der Mann von Geschmack erkennet in Andern das Maß ihres Geschmackes im Umgange, durch den Ausdruck ihrer Gemüthsbewegungen. Der Gebildete offenbaret sich in der Größe der Selbstbeherrschung; die Affekten des Rohen brechen ungezügelt aus; schon durch sein wieherndes Gelächter zeiget er, wie gewaltsam ihn seine Vorstellungen überraschen. Wer hier einwenden wollte, es werden auch die Ehrlichen, hätten sie auch noch so viel Bildung, die Gefühle weniger als ein Falscher, welcher innerlich höchst roh ist, doch äußerlich ein Mann von ungemeiner Selbstbeherrschung zu seyn scheinet, verhehlen: der schärfe nur seinen Blick, um die Widersprüche und Verzerrungen in dem Betragen des Falschen,

welcher in seinem Innern von Leidenschaften ty-
rannisirt wird, zu bemerken. Ein nicht handeln-
der Mensch, kann auch nicht erkannt werden; er
wäre ein Wesen ohne Kraft, ohne Verbindung
mit andern Wesen, ohne Bedingungen seines Da-
seyns, ein Nichts, höchstens nur eine leblose Masse.
Der ruhigste, der indolenteste und fühlloseste
Mensch, wird sich dem scharfsehenden Beobach-
ter, der keinen Augenblick unter frey handelnden
Wesen zubringen kann, ohne in dem Erkennen
weiter zu kommen, in charakterisirenden Handlun-
gen zeigen. Vor allen Dingen sey man der Erin-
nerung eingedenk, die Menschen dann, wenn sie
sich für unbeobachtet halten, zu beobachten: doch
wird der Rechtschaffene sich von aller Niederträch-
tigkeit der Aufpasserey und des Spionirens rein
erhalten; deutlich siehet er die Grenzen seiner
Pflicht vor sich; er weiß, wo er seinen Blick haf-
ten lassen soll, den er sogleich von dem Menschen
wegwendet, wenn die Lauterkeit der moralischen
Gesinnung sich in ihm vermindern sollte.

Ueber große Charaktere.

Man suchet große Charaktere an Menschen von hohem Range; und hätten wir hier wirklichen Seelenadel einmahl angetroffen, so gerathen wir leicht in Gefahr, die Ungerechtigkeit zu begehen, daß wir in niedrigen Leuten nur niedrige Denkungsart vermuthen. Ein Fürst im Reiche der äußern Menschen ist oft ein Knecht im Reiche des innern Menschen; der Dalai Lama ist noch nicht der Frömmste, Justinian noch nicht der Gerechteste, und auch Seneca ist nicht der Mäßigste. Wer eine große Orgel spielet, kann ein unendlich kleinerer Tonkünstler als ein Flötenbläser seyn; der Regent des größten Reiches kann weniger Regierungstalent als ein gemeiner Hausvater besitzen. Mancher siehet sich in einem hohen Posten auch für einen vornehmen und großen Mann an, und alle Andern erscheinen ihm klein und niedrig; so wie dem Affen auf der Baumspitze der Bär fast unkenntlich war; doch dem Bären blieb der Vetter auf der Höhe unsichtbar.

Für einen Mann von großem Charakter hat sowohl die Natur als die Kunst viel gethan; diese eigentlich hat seine Kräfte zur Erreichung hoher

Zwecke ausgebildet. Der höchste Zweck des Menschen ist die Weisheit; zu dieser muß ihm die wahre Kunst den Weg bahnen: ein allgemeingültig großer Charakter ist die moralische Gesinnung; wo sie fehlet, kann nur eine komparative Größe seyn, welche an einem andern Orte Kleinheit und Nichtswürdigkeit ist. Je höher ein Stand ist, desto schwerer ist es, in ihm einen großen Charakter zu behaupten; der Versuchungen klein zu seyn sind daselbst zu viele; die Befriedigung wird zu leicht gemacht, und daher wird die innere Kraft nicht genug genähret. Große Charaktere bilden sich nur bey großem Widerstande; große Fürsten hatten viel Unglück erlitten. Nicht die ganze Masse des Unglückes, wodurch sie erzogen wurden, durfte von Schicksale, von der unwillkührlich oder willkührlich handelnden Natur, die sie plagete, herkommen; ein großer Theil des sie prüfenden Elendes kam von ihnen selbst her. Auch durch ihre Weichlichkeit, Thorheit und Lasterhaftigkeit machten sie sich Leiden, doch dienten diese dem edeln Herzen, jene Gebrechen zu heilen, und seinen Muth und seine Kräfte zu schweren Unternehmungen zu stärken. In den Jahren der Bildung großer Männer mußten die

Tage der Noth mit den Tagen des Wohlergehens abwechseln, denn den großen Charakter bildet ein ununterbrochenes Elend eben so wenig, als ein ununterbrochenes Glück: dieses lässet den Menschen, da er nie seine Kräfte übet, nur ein Kind bleiben; jenes macht ihn vor der Zeit alt und erschöpft, bis es ihn des Glaubens an sich selbst beraubet. Sulla, der Wüthrich, dürstete nach dem Blute des aufstrebenden Cäsars, dessen künftige Größe durch die angstvollen Tage befördert wurde. Oft auch durch seine eigene Schuld, schwebete er in Lebensgefahr; seine Bemühungen um Gewalt machten ihn bey Männern, welche über Schwerter zu gebieten hatten, verdächtig, und er entging denselben nur durch die wachsamste Klugheit. Sein unersättlicher Ehrgeitz, zu dessen Befriedigung er sich mit erdrückenden Schuldenlasten belud, die Menge der öffentlichen und heimlichen Widersacher, die sein Flammenblick in den finstersten Schlupfwinkeln entdeckte, und die ihm selten eine ruhige Stunde ließen, die Plagen seiner Liebeshändel, und alle übrige, selbstgemachte Leiden, die durch die Reitzbarkeit seiner Sinne noch weit schmerzlicher wurden, übten seine Standhaftigkeit täglich, setzten alle Seelen-

kräfte in ihm, besonders sein Erfindungsvermögen in Thätigkeit, und bildeten in ihm ein Genie aus, das alle feindliche Heere vor ihm vernichtete, und die Regierung einer Welt umfaßte. Hätte wohl Eduard III von England ein und funfzig Jahre, mit Kraft und Ehre, über ein wildes Volk, und über die unbändigen, Jahrhunderte lang an Zügellosigkeit gewöhnten Barone seines Reiches, die gebornen Feinde seines Thrones, herrschen können; hätte er sich wohl zu so einer furchtbaren Geisel Frankreichs gemacht, wenn er nicht in der Schule des Unglückes, (das auch seinen, von den Großen Englands schrecklich behandelten, Vater traf,) und von den zahllosen eigenen Leiden seiner Jugend, und seiner ersten Regierungsjahre, zu dem klugen, standhaften und heldenmüthigen Monarchen, dem Bändiger des Uebermuthes der Barone, erzogen worden wäre? Heinrich IV von Frankreich war durch eine von jeder Bequemlichkeit entfernete Erziehung zum Ertragen aller körperlichen Ungemächlichkeiten des Krieges abgehärtet worden; er mußte sich seinen Thron durch Blutströhme erkämpfen; Bosheit und Meuchelmörder lauerten allenthalben auf ihn, und seine Leidenschaften, worunter die

Uep-

Ueppigkeit am meisten hervorragete, ließen ihn zu keiner ermattenden Ruhe, worin die Geistesfähigkeit entschlummert, gelangen. Am nächsten vor unsern Augen stehet Friedrich II von Preußen, mit seiner leidenvollen Jugend, da eine eiserne Hand ihn niederdrückte, er auf dem Blutgerüste, das auch ihn zu erwarten schien, seinen Freund sterben sah; wir sehen ihn mit seinem Kummer, welchen ihm sein Ehrgeitz, und die tapfersten und listigsten Feinde erregten, auch mit den körperlichen Leiden, die ihn der Menschheit und Menschlichkeit nicht uneingedenk werden ließen, kämpfen; wir wissen, was die Streiche des Unglückes zu seiner gewaltigen Größe beytragen mußten. Wäre nicht auch auf ihn, den Vertrauten der Natur, der die finstre und muthlos machende Schattenwelt, für das was sie war, für eine Gaukeley unsrer Phantasie, erkannte, die Furiengeisel des Aberglaubens erhoben worden, er würde nie mit solchem Ernste, und mit solcher Kraft, seinem sich herauf arbeitenden Volke, und der auf selbiges sehenden Welt, die Freyheit des Denkens, das edelste Gut, ohne welches keine echte Güter der Menschheit möglich sind, gegeben, und durch die Sonne der Wahrheit die Fin-

sternisse und Plageteufel der Hierarchie zerstreuet haben.

Wir dürfen nicht blos auf die durch Unglück zu großen Menschen erzogenen Fürsten sehen, jeder Mann von großem Charakter mußte durch Trübsale aus der natürlichen Trägheit aufgewecket, in der auf sich aufmerksamen Thätigkeit erhalten, und durch den Kampf mit der Noth in den Besitz siegreicher Kraft, und des Glaubens an sich selbst, gesetzet werden. Wir können, ohne den Vertilgungskrieg des Schicksals gegen uns, wohl große Gelehrte, auch sehr geschickte Leute, nicht aber in allen Lagen des Lebens klug, noch weniger können wir weise werden. Nicht Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit, sondern die Klugheit und Weisheit, macht die großen Menschen, deren eigenthümliches Prädikat die Tugend ist: diese wächst weder auf den Inseln der Glückseligkeit, noch auf den flachen Feldern der Indolenz und Ruhe, sondern auf dem steinigen, den Verwüstungen und der Bosheit schadenfroher Geister ausgesetzten Boden der qualvollen Welt, wo die zarte Pflanze einer bessern Welt vom Schweiße, oft auch von Thränen, befruchtet werden muß.

Was den Privatmann groß macht, das macht

noch nicht einen König als König groß; jener kann allenfalls immer nur für sich leben, dieser aber lebet für sein ganzes Volk. Der größte der Könige hatte die edle Selbsterkenntniß, daß er das hohe Fußgestell sah, wohin das Schicksal ihn gesetzet hatte, wo die Fürsten, ohne weitere Verdienste, über die Menschen hervorragen, um durch die kleinste Kraftäußerung die Kräfte Tausender in Bewegung zu setzen, und durch bloße kluge Leitung der Volksgewalt Erstaunen erwecken zu können. Er sagte von sich selbst: Wäre ich nicht Fürst, ich würde sehr wenig seyn. Der Fürst ist die personificirte Einheit seines Volkes; er soll sich dem Ideale des vollkommensten Bürgervereines nähern; er darf in seinen Functionen als Fürst, nicht gütig, wohlthätig, billig, versöhnlich, er darf nicht hart, geitzig, unbillig, rachsüchtig seyn. Die Gedanken und Thaten des Fürsten, blos als Fürsten, müssen ewige äußere Gerechtigkeit seyn, und nichts mehr; denn die bürgerliche Gesetzgebung kann nicht gütig, wohlthätig, billig, versöhnlich, darf nicht hart, geitzig, unbillig, rachsüchtig seyn. Wie unwegsam wird einem Fürsten die Bahn zur Menschengröße gemacht, wenn er als Erbe seines Fürstenthumes,

und der von Völkern ihm zu bezeigenden Ehrfurcht, im wollüstigen Schoße der Olympierinnen erzogen, geweihete Schaaren aufmerksamer, schneller Diener, mit Wahrsagern an ihrer Spitze, um die Bedürfnisse des Götterkindes voraus zu verkündigen, als ob sie noch vor der Entstehung befriediget werden müßten, um sich zu sehen gewohnt ist; wenn sein Gelüsten für Gesetzgebung erkläret, und er vor jedem rauhen Windeshauche beschirmet wird; wenn auf seinen Wink die mächtigsten Maschinen sich in Bewegung setzen, und ihm die nie zu ersättigende Rotte der Lügner einbildet, er selbst erschaffe die Maschinen, und sein Wink sey das Hauptneigen Jupiters. Die Fähigkeiten der Großen scheinen bey ihrem angebornen Range ein Verdienst zu seyn, als ob sie derselben gar nicht bedürften, als ob es genug wäre, daß Andere für sie Fähigkeiten haben, sie nur genießen dürfen, und auch wohl das Befehlen, daß die Lebensgüter herbey geschafft werden sollen, durch Substituten verrichten lassen könnten. Die Fürsten wohnen für den großen Haufen in einer bezauberten Atmosphäre; wer in selbige hinein tritt, siehet nur Götter der Erde; sie sind ihm nicht aus Erdklößen, sondern aus Edel-

steinen, oder gar aus Lichte geformet worden. Der gemeine Mensch bildet sich wie jener deutscher Bauer ein, der Fürst befriedige nicht einmahl durch sich selbst, weil es ihm lästig seyn könnte, die Wollust seiner Phrynen, sondern er überlasse diese Mühseligkeit seinen Kämmerlingen. Zu Zauberern wurden die Beherrscher der Menschenheerde erhoben; durch die heiligen Fürstenhände berühret, verschwanden eckelhafte Kröpfe, und der Fluch eines Königes verwüstete Schlösser. Antigonus war selbst so klug, seine niederträchtigen Schmeichler an den Sklaven, der neben dem königlichen Schlafgemache ein unrühmliches Amt hatte, zu weisen, der sie leicht belehren könnte, ob sein Herr sich wie die unsterblichen Götter von Ambrosia und Nektar nährte. Wir hätten noch mehr kleine Menschen unter den Prinzen, wenn sie durch ihre Thorheiten sich nicht oft in Noth brächten, und also ihre Kräfte aufbieten müßten, um sich aus ihr heraus zu reißen. Von Natur waren sie Kinder des Glückes, und man hatte gegen jedes auf sie eindringende Uebel Wachen ausgestellet, die sie aber selbst wegschafften, oder durch selbige sich wegstahlen, um Plagen des Lebens auszukundschaften, und davon zu

kosten. Dieser oder jener große Fürst, von seiner Höhe gestürzet, würde nicht selten zu den kleinsten Privatleuten verstoßen werden, die aber doch dadurch schon einen Vorzug vor manchem irdischen Gotte besitzen, daß sie, wenigstens die meisten Mahle, für ihren Unterhalt zu sorgen gelernet haben: jener hatte schwerlich dafür zu sorgen gelernet, denn er mußte doch der Letzte seyn, dem es in seinem Lande an den ersten Bedürfnissen mangeln könnte. Der Unerfahrne läßt sich leicht durch die fürstliche Gravität, die Feyerlichkeit des Hoflebens, und die prachtvollen Umgebungen, in Ehrfurcht setzen: möchte er nur schärfer zusehen, so würde er finden, daß die vornehm thuenden Leute die meisten Mahle die eingeschränktesten Köpfe sind. Ist das Ehrwürdigthun wohl mehr als eine Affectation, wodurch sich Falschheit der Seele und Charakterlosigkeit verräth? Ein leeres Gehirn und die Herzlosigkeit verbirget sich gern hinter einem ausgehangenen, zurückscheuchenden, versteinerten Antlitze. Die den Fürsten geopferte Bewunderung gleichet der von dem großen Haufen den geistigen Vollkommenheiten der Weiber dargebrachte Bewunderung: wir scheinen von beyden zu wenig zu erwarten, und

verrathen unsre Ueberraschung, wenn wider Vermuthen von ihnen etwas Vernünftiges, (wie man meinet,) gesagt oder gethan wird. Einem vornehmen Manne, wenn er zugleich ein großer Mann ist, mag wohl die Gerechtigkeit im Anerkennen der Gültigkeit seiner Handlungen, nicht aber das stupide Lobpreisen, gefallen: er weiß es zu gut, er habe von dem, was er wohl thun können, nicht die Hälfte gethan; denn auch der Thätigste hat für seine meisten Stunden und Kräfte beynahe nichts ausgerichtet. Wir handeln fast immer nur auf gutes Glück; unsre gutgemeinten Kraftäußerungen gleichen dem befruchtenden Regen, welcher, ohne Gedeihen zu bringen, in das Meer, und auf fliegenden Sand fällt. Viele Lobpreisungen kann man so übersetzen: Wir erstaunen über dich, nichtsversprechender Mensch! daß du so etwas Gescheidtes hast ausrichten können; versuche künftig doch wieder etwas Aehnliches! Fürsten und Weiber werden von uns auf eine fast gleiche Art behandelt; aus Eigennutz, um unsern Appetit zu befriedigen, unterwerfen wir uns ihren Launen. Wer die Weiber bewundert, der bewundert auch leicht die Fürsten; ein Weibernarr geräth auf den Weg, ein Fürsten-

knecht zu werden; wer gegen jene schwach ist, wird auch für diese schwach seyn. Schwache Männer, welche sich den Launen der Weiber zu unterwerfen gelernet haben, sind sehr vorbereitet, auch den Launen eines Fürsten, wenn sie ihn, wie das Weib, nur für ein genießbares Wesen halten, mit lüsterner Hingebung zu gehorchen. In dem wirklich freyen Staate herrschet keine Laune; auf die Verwaltung desselben haben auch die Begierden der Weiber keinen Einfluß; sobald diese auf den Regenten als Regenten wirken, artet er allmählig in einen Despoten aus. Nach einer alten Bemerkung sollen da, wo Weiber herrschen, Männer regieren, und umgekehrt: es ist aber bey der Regiersucht der Weiber zu besorgen, sie werden da, wo ihnen einmahl Obermacht eingeräumet worden ist, immer allein herrschen wollen: ihre Reitze und Schlauheit haben, in gesitteten Völkern, der physischen und geistigen Gewalt der Männer das Zepter entrissen. Vielleicht sind die ehemahligen Engländer nie ausgemachtere Sklaven gewesen, als unter der Regierung der arglistigen, aufgeblasenen Elisabeth. Die Monarchie eines Weibes ist die ununmschränkteste, denn jeder welcher gehorchet, der

gehorchet mit Lust; er meinet, er gehorche nur so viel als ihm anstehet, und merket nicht, daß ihn kein vernünftiger Wille, sondern eine thierische Begehrlichkeit leitet. Die Herrschaft der Weiber und Fürsten beruhet auf dem Wahne, daß unser Gehorsam gegen sie nur zur Beförderung unsers eigenen Glückes gereichet. Je weniger ein Zwang fühlbar ist, desto dauernder ist selbiger; der Löwe ist im hölzernen Käfige ruhig, und wird im eisernen ungeduldig und wild. Ein unbändiger, wüthend gemachter Pöbelhaufe, ließ sich durch ein dreyfarbiges Band, welches er durch seinen Willen geheiliget zu haben meinte, einen Eingang versperren, den die stärksten Bollwerke, von den tapfersten Kriegern vertheidiget, vor seinem Sturmlaufen nicht gesichert hätten. Ein großes auf einen Thron verschlagenes Weib wird, neben einem wahrhaft großen Regenten gestellet, wohl immer nur wie ein kleiner Mann erscheinen, wenn selbiges den mißtrauischen Weibersinn, die falsche schmeichelnde Manier die Gemüther zu beherrschen, und die unbeständige, versteckte Empfindlichkeit, nicht aufgibt: diese Eigenschaften, wodurch sich ein Weib oft sehr wichtig, oder doch sehr bemerkbar macht, müßten einen

Mann aller Regentenkraft und Würdigkeit berauben. Ob auf dem Throne ein Weib oder ein Mann sitzet, muß ganz gleichgültig seyn; der thierische Unterschied der Geschlechter gehöret nicht in den Begriff des Bürgerthumes und der Erhaltung desselben: der Fürst ist nichts als der Stellvertreter der Gerechtigkeit, die auf dem Throne der Völker allein sitzen soll; wir müssen an dem Fürsten, so lange er auf dem Throne sitzet, nie die Aeußerungen der menschlichen Bedürfnisse wahrnehmen; wir müssen an den Regenten nur die Offenbarung des Bürgerverstandes und des Bürgerwillens sehen. Die unverdient berühmte Semiramis ließ niemand, selbst da, wo sie die Krone auf dem Haupte trug, in Ungewißheit, daß sie ein Weib sey; sie herrschte nicht durch Gesetze, sondern durch Machtsprüche, Betrug und das Vorurtheil für glückbringende Weiberregierung; durch weibliche Schmeicheley schuf sie ihre zagenden Knechte in Liebhaber, und in eine Art von Helden um; und wurde durch arglistige Anwendung der physischen Kräfte ihres Reiches, nicht allein den Persern und Arabern, sondern auch den benachbarten westlichen Völkern furchtbar. Das Heer der Semiramis hätte wohl

eigentlich nur den alten Bewohnern des Caucasus, denn diese kannten die mittelmäßigen Streitkräfte und Künste derselben nicht, gefährlich seyn sollen: dieses Heer wurde aber auch, da Täuschung, List und Wuth der Verheerung vor seinen Fahnen herzog, den kunstgeübtern Völkern furchtbar. Wie leicht wird es denen, welche auf dem Nacken des Menschengeschlechtes sitzen, voll unerhörter neuer Kräfte zu erscheinen; und den Himmelskörpern zu gleichen, worin sich jedes Weltgesetz doch nicht mehr als in den Sonnenstäubchen offenbaret, obgleich jene, von ihrer glänzenden Atmosphäre, oder von erborgtem Lichte prangenden, Kugeln sich unsern Sinnen unendlich stärker darstellen.

Zur Kenntniß der Menschen gehöret auch die Kenntniß ihrer Bildung.

Wenn wir den Menschen kennen wollen, so müssen wir untersuchen, was die Erziehung oder Ausbildung für oder wider seine Natur gethan hat. So wie der Arzt, welchem es Ernst ist, seinen Kranken zu heilen, alle Ursachen der

Krankheit desselben erforschet: eben so gehet der Menschenkenner, wenn es möglich ist, das ganze Leben seiner Menschen durch, bis auf ihre Eltern; untersuchet die Verhältnisse, worin jene mit den Dingen der Welt gestanden haben, die Art, wie sie von selbigen unwillkührlich verändert worden sind, und wie sie sich derselben freywillig bedienet haben. Da sich die Menschen jeden Augenblick verändern, so kann die Gesundheit und Stärke ihres Leibes und Geistes, nicht so wie sie im Anfange des Lebens war, bleiben. Die Erziehung verstellet vorsetzlich oder unvorsetzlich die Grundzüge des Menschen; doch werden sie weder vertilget, noch durch neue Zeichnungen unkenntlich gemacht. Auch der Hund, der Falke und das Pferd, bleiben nach der künstlichsten Abrichtung, nur Hund, Falke und Pferd; sie müssen in beständiger Uebung bleiben, damit sie die von dem Bedürfnisse, oder dem Eigensinne der Menschen gegebene Form nicht verlieren. Die Natur fängt mit dem Menschen wie mit den Thieren an, obgleich er eigenthümliche Kräfte besitzet. Erlangte er auch eine andere und edlere Gestalt als die Thiere, so muß er dennoch ununterbrochen auf sich aufmerksam bleiben, damit

er dieselbe behalten könne. Er behält sie nur durch die Bemühung, sie stets zu veredeln; er muß das Erlernete, um es nicht zu vergessen, oft wiederhohlen, oder von neuem lernen: unterläßet er die Fortsetzung der Kultivirung seiner Natur, so tritt er wieder tiefer in den Thierstand zurück, von welchem er sich schon etwas entfernet hatte. Wir müssen unser unbändiges Temperament gleich einem Thiere, nicht durch Zureden und erbauliche Sentenzen, sondern durch anhaltende Diät, zähmen. Durch bloße Ermahnungen werden wir keinen Wollüstling, Zornigen, Schwelgerischen rc. bessern; ihr Körper muß verändert werden; die Reitzbarkeit der Nerven, die Wildheit der Lebensgeister, die Hitze des Blutes, muß sich vermindern, damit die Kraft der vorgestellten Gesetze, der Bewegungsgründe und der Hülfsmittel zur Gesetzerfüllung, mit kleinerer Gegenkraft zu kämpfen habe. Wir dürfen nur auf den Unterschied der Thiere, welche von Fleische, und derer, welche von Vegetabilien leben, merken; wir sehen, daß reißende Thiere, wenn sie der Willkühr des übermächtigen Menschen unterworfen sind, und mit milder, vegetabilischer Kost ernähret werden, endlich viel von ihrer Wildheit,

und von ihrem Blutdurste verlieren. Ein berühmter Arzt maßt es sich an, jeden mit irgend einem Laster behafteten Menschen, wenn er der medicinischen Gewalt ganz übergeben worden ist, durch eine schickliche Diät umzuändern. Der herrschend gute oder schlimme Charakter scheinet in der Menschennatur tief angeleget zu seyn, vielleicht schon in den ersten Grundfäden des Körpers, in den Elementen der ersten Blutstropfen; denn wir bemerken deutlich eine gewisse Unveränderlichkeit der Menschennatur. Wir sehen einen Tom Jones, unter den abscheulichen Fäusten, und unter den geisttödtenden Lehren seines Thwackums, die Kinder- und Knabenjahre zubringen; Wohlleben und Elend vereinigen sich, den liebenswürdigsten Charakter zu schänden, und das mildeste Herz zu verhärten; Verführungen dringen auf ihn ein, lockende böse Beyspiele mischen ihre Gifte, um die Kräfte seines moralischen Wesens zu morden, und doch bleibet er gutherzig, aller Veredelung fähig, und entsaget bald den adoptirten Ausschweifungen und schlimmen Gewohnheiten. Wir sehen, daß die Natur wirklich höflicher und bescheidener Menschen, in der gröbsten und übermüthigsten Gesellschaft, nicht

auf die Dauer verderbet wird; hätten sie sich auch auf eine Weile anstecken lassen, so heilen sie sich doch in kurzer Zeit selbst von der angenommenen übermüthigen Grobheit. Eben so verhält es sich auch bey Menschen von angeborner schlimmer Neigung, der entscheidenden Vorbereitung zu einem bösen Charakter; sie werden zwar auf eine Weile, wie es scheinet, vernünftiger, fallen aber bald wieder in ihre alten Unarten zurück. Auch in der Tollheit offenbaret sich das Gute und Böse des Charakters der Menschen. So lange sie noch auf sich Acht geben konnten, und noch unter der Leitung der Klugheit und des Geschmackes standen, verbargen sie ihre schlimme Natur; diese wurde unter strenger Aufsicht einer gebieterischen Wache gehalten, entzog sich aber, nach Abrufung derselben, den Befehlen der umschaffenden Kunst, und kehrte zu ihrer ursprünglichen Rohheit zurück. Die Physiologen, wenn sie den innern Menschen nur in dem äußern aufsuchen, halten den Charakter, eigentlich doch wohl die Anlage zum Charakter, in den festen Theilen des Körpers, in den Knochen gegründet; das Temperament aber, das dem Menschen nur das Kolorit gibt, und sich leichter verändert, in den weichen Theilen,

Von den herrschenden Neigungen.

Wenn wir die herrschende Neigung, oder Leidenschaft eines Menschen kennen, so besitzen wir das Hauptmittel ihn zu erforschen, und seine ungleichartigsten Handlungen, durch ein allgemeingültiges Princip zu vereinigen. Wer die herrschende Neigung in uns zerstöret, der verändert auch das ganze System unsrer herrschenden, und der davon abhängenden Empfindungen, Begriffe, Ideen, Gefühle und Handlungen. Der Mensch als Naturwesen ist nicht inconsequent, und kann es auch nicht seyn; keine Erscheinung kann ihren Bedingungen widersprechen, oder aus selbigen nicht entstehen, da sie das nothwendige Facit aller vorhergegangenen Erscheinungen ist: eben so wird jede menschliche Handlung, als bloße Erscheinung, von allen ihr vorhergegangenen Handlungen bedingt, und ist wie eine Totalsumme ihren Theilsummen äqual. Es gibt so viele Gegenstände menschlicher Neigung und Abneigung, als es Gegenstände in der Welt gibt. Wir können unsre Neigungen füglich in fünf Klassen ordnen, denn unsre Hauptgegenstände des Genusses sind: Ruhe, Eigenthum, Menschen,

schen, Ehre, und Geschmack. Zögen wir diese menschlichen Objekte in drey Arten zusammen, so haben wir auch nur drey Arten der Neigungen, nach Ruhe, Besitz und Herrschaft über Andere und uns. Anfangs beherrschet uns die Natur, oder der Instinkt; nachher kann uns die Freyheit gebieten.

Die herrschende Neigung ist, so lange sie keinen Widerstand findet, ruhig wie die Lebenskraft, vereiniget alle Dinge in uns zu einem Zwecke, und hält unsre widerstrebendsten innern Bewegungen im Gleichgewichte. Zu der in uns herrschenden Neigung werden wir geboren; wer sie blos adoptiren wollte, machte sich nur zu einem affectirten und verschrobenen Menschen. In der herrschenden Neigung, wenn sie ohne Widerspruch die Obergewalt über die andern Neigungen erhalten hat, bemerken wir eine Aehnlichkeit mit dem Genie. So wie dieses, das in einer unwiderstehlichen Richtung unsrer Gemüthskräfte auf eine gewisse Erkenntniß- oder Handlungsweise bestehet, alle Dinge der Welt nach seiner eigenthümlichen Methode einrichtet, sie alle aus einem besondern Gesichtspunkte erkennet, verbindet und anwendet: eben so lässet uns

die herrschende Neigung alle Dinge aus einem besondern Gesichtspunkte erkennen, verbinden und anwenden. Sie besitzet, gleich den Arten des Genies, ihren eigenen Witz und Scharfsinn, wodurch sie die Hauptsache ihres Lebens in allen Dingen, wie in magischen Spiegeln, erblicket, und zur Beförderung des Lebenszweckes aufbietet. Wer die Ruhe für das theuerste Gut der Menschheit ansiehet, der erblicket in allen Arbeiten der rastlosen Natur, im Fluge der Weltkörper, im Fortströhmen des Lichtes, selbst in der Schnelle der Gedanken, doch nur das Streben und Sehnen nach Ruhe. Die Freunde des Eigenthumes sehen, wie jedes Ding das Seinige durch eigene Kraft, und unter dem Beystande der Kräfte aller Mitdinge, behauptet; wie selbiges die Bestimmungen seiner Mitdinge an sich zu ziehen sich bestrebet, aber an der gesetzwidrigen Usurpation durch den gewaltigen Widerstand der andern Wesen, und durch ihre eben so große Raubgierigkeit, wodurch jedes Ding seine Macht zur Vertheidigung der eigenen Existenz aufzuwenden genöthiget wird, sich hindern lassen muß. Und doch gehen die Bestandtheile des einen Wesens auf das andere über, denn in allen Dingen ist das Bestre-

ben, sich mit andern zu vereinigen, und unendlich große Massen zu bilden, die wieder durch andere Kräfte in unendlich kleine Massen aufgelöset werden. Der Mensch, welcher in die Menschen sein höchstes Gut setzet, siehet alle Wesen mit einander sympathisiren; Liebe treibet die Weltkörper im Kreise um Weltkörper, wälzet die Wolken um die Erde, vereiniget die Ströhme mit den Meeren, bedecket die Welt mit Gewächsen und Thieren. Wer sich ganz der Ehre geweihet hat, erblicket Prunk und Herrlichkeit im Himmel und auf der Erde; siehet allenthalben um sich Gebieter und Gehorchende. Um die Sonnen, als um die Monarchen, bewegen sich die gehorsamen Planeten, und um diese ihre Monden; um den stärkern und anmassendern Wilden versammeln sich in den rauhen Wäldern seine ihm folgenden Gefährten; er schmücket seine Waffen, bemahlet seinen Körper und machet sich furchtbar, um Achtung von den Mitwilden zu erlangen. Der dem Geschmackstriebe Geweihete, siehet sich in einer Welt der Schönheiten; die Sonne, wie die Aurikel, der Mensch wie der Adler, sind Abdrücke vollkommener Zweckmäßigkeit; der Grashalm bekleidet sich wie die Rose mit Ele-

ganz. So mag durch seine herrschende Neigung jeder die Himmel und die Erde mit ihm im Einverständniß sehen, und den Dingen seine Empfindungsweise leihen. Behauptet er die Freyheit seines Handelns, ist er sich seines dichterischen Verfahrens wohl bewußt, wie er willkührlich die Dinge zu seines Gleichen erhebet, so kann er durch solche Gedankenspiele seinen Blick heller, und sein Herz stärker machen; verlieret er aber seine Freyheit, ist er sich seines Verfahrens nicht mehr ganz bewußt, siehet er die Dinge auch wirklich für seines Gleichen an, so verfinstert und verwirret er seinen Kopf und schwächet sein Herz. Wer nicht Meister seines Dichtungsvermögens, und der durch dasselbe geschaffenen Welt bleibet, der läuft Gefahr, durch das Ringen nach einem höhern Geisterrange, sich um seinen gemeinen Hausverstand zu bringen.

Von der herrschenden Neigung bey ganzen Völkern.

So wie in jedem Menschen eine herrschende Neigung seyn muß, denn es muß doch Eine Neigung in ihm die stärkste seyn, so müßte dergleichen auch in jedem Volke gefunden werden. Die Stelle der Erde, worauf ein Volk versammelt ist, die Witterung, die Nahrungsmittel, die Landesgesetze, welchen jeder Einzelne unterworfen ist, die Gewohnheiten, die so gebieterisch über alle herrschen, auch die Mittheilung der Gesinnungen und Maximen der Mitbürger unter einander, selbst die Manier, nach einer Uebernatur sich umzusehen, und zu schwärmen, verbreiten in allen eine gemeinschaftliche Denk- und Handlungsweise, und entwickeln in ihnen durchgängig, der Uebereinstimmung der Empfindungen wegen, gewisse Anlagen und Neigungen, mehr als die andern Naturbestimmungen ausgezeichnet: es ist daher kein so sehr gewagtes Unternehmen, in jedem Volke, als in einem für sich bestehenden Menschensysteme, als einem Ebenbilde eines einzelnen Menschen, die herrschende Neigung aufzusuchen.

Von der herrschenden Neigung der Spanier.

Des Versuches wegen dürfen wir uns wohl nach denjenigen Völkern umsehen, an welchen wir am deutlichsten die Ausdrücke einer der herrschenden Neigungen erkennen könnten. Sollten wir es nicht wagen dürfen, die herrschende Neigung zur Ruhe den Spaniern, (ihres hin und wieder zunehmenden neuern Thätigkeitstriebes ungeachtet,) noch zuzusprechen; da sie in dem heißen Klima den Hang zur Unthätigkeit zu einem Bestandtheile ihres Wesens gemacht zu haben scheinen. Sie arbeiten, nur um wieder zu ruhen; doch ist die Ruhe solcher Menschen nur kurz: Ruhe wird allein durch anhaltende, große Vorräthe hervorbringende Thätigkeit erkaufet und gesichert. Körperliches und geistiges Uebelbefinden, oder peinigender Mangel, treibet selbst die trägsten Menschen, wären sie auch noch so sehr durch Natur und schlimme Fertigkeiten zur Faullenzerey bestimmet worden, zu neuen Geschäften auf. Der größere Haufe der Spanier arbeitet eben nicht, um wohl zu leben, um mit reitzenden Gegenständen sich zu umringen, er will sich durch

den Besitz zeitlicher Güter nicht immer reicher machen; nein er verlanget nur einen leidenlosen Zustand. Er gehorchet einem begehrlichen Fürsten, und den unersättlichen, tyrannischen Priestern; er läßt sich einer unsichtbaren Welt, bis auf sein Blut, zinsbar machen, nicht blos aus angewöhnter und fanatisch gewordener Anhänglichkeit an dergleichen Spiele der Phantasie, sondern auch, damit er nur nicht durch die Verfolgungen beleidigter Gesetze, und den giftigen Grimm aufgestörter giftiger Wespennester, um seine Ruhe gebracht werde. Der Spanier wird, gewiß, mehr um seinen gewohnten Zustand zu vertheidigen und zu erhalten, als um Eroberungen zu machen, Krieg führen. Er wird sich weder in den, (doch nur die mit Geschicklichkeit gepaarte Betriebsamkeit reich machenden,) Metallminen, noch in den Erzhütten, abarbeiten; dorthin schicket er, wie auf sein Feld, des lockendsten ihn erwartenden Gewinnes ungeachtet, entweder Sklaven, deren Ernährung ihm oft seinen Gewinn kostet, oder gemiethete Arbeiter; er will, wenn er nur mehr Ruhe haben kann, gern weniger genießen. Seine vor der Welt errungene Ehre soll die Menschen bestimmen, ihn unange-

fochten zu lassen; er begehret von ihnen keinen Zuwachs von Glückseligkeit. Natürlich muß ein Land, dessen Schutzgöttin allein die Ruhe ist, oft von der Unruhe und ihren Mitdämonen bekrieget werden; selbiges ist im Verdachte weichlicher Nachgiebigkeit gegen die frechen Ansprüche gieriger Feinde, und wird der vermutheten Abgeneigtheit vom Kriege und der Wehrlosigkeit wegen, die jeden habsüchtigen Buben unwiderstehlich zum Angriffe reitzen, verachtet. Friede ist des Ruhefreundes wärmster Wunsch, wird aber nur von der zur furchtbaren Vertheidigung immer gerüsteten muthvollen Thätigkeit erlanget. In Spanien, wenn niemahls eine andere Neigung, wenigstens auf einige Zeit, die Herrschaft an sich reißt, wird zu einer Reformation der Bürgergesetze, der Disciplinen und Wissenschaften, der Künste, und vor allen Dingen zu einer Reinigung der Religionslehren, weil alle, auch die heilbringendsten Veränderungen, im Anfange immer einige Unruhe machen, schwerlich geschritten werden; die Sitten, die Lebensweise, die Gewerbe, bis auf das Kaufmanns- Acker- und Hirtenleben, werden ihre alten Formen behalten. Der Nationalreichthum, dessen Quelle die wohlgeregelte Thä-

tigkeit ist, wird durch die Anhänglichkeit an den alten Zustand nicht blos nicht vermehret, sondern gar vermindert werden. Auch die Natur darf in Spanien ruhen; für seine Produkte wird die Kunst, außer wenigen Seestädten, nicht viel wirken; seine Saatfelder werden, da auch das Schäferleben mehr Ruhe als das Leben des rastlosen Ackerbaues gewähret, immer enger; die Dörfer und Städte werden wüster, ihre Bewohner nackter, und die Anzahl der Quellen des Luxus nimmt allenthalben ab. In edeln Gemüthern wird durch die herrschende Neigung zur Ruhe die Harmlosigkeit, Uneigennützigkeit, Großmuth, Gerechtigkeit, Festigkeit des Charakters, und treue Anhänglichkeit am Guten, wenn selbiges einmahl aufgenommen ist, erzeuget; in unedeln Gemüthern aber artet diese herrschende Neigung in Fühllosigkeit, Gleichgültigkeit gegen alle Verbesserungen, in stupide Anhänglichkeit an das Gewohnte, selbst an das Abgeschmackte, Schädliche und Böse, und in Trägheit und Faulheit aus.

Von der herrschenden Neigung der Engländer.

In mehr als in einer Schrift lieset man das muthige Urtheil über den Charakter der Engländer, sie wären, wenn der Franzose, nach ihrer hohneckenden Charakterisirung, der Affe unter den Menschen ist, die Wölfe unter den Menschen. Immerhin sey der Ausspruch wider die Franzosen ungerecht, oder doch hart, so wird selbiges unserm künftigen Urtheile, ihre herrschende Neigung sey der Mensch, eben nicht widersprechen. Doch dieses halte niemand etwa deswegen schon für wahr, weil der Affe zu den Menschen eine auffallende Neigung zeiget, und sie nachahmet. Daß die Engländer Wölfe seyn sollen, beweiset man aus ihrer Feindseligkeit gegen alle Fremden, mit der sie auch sich unter einander, wenn vom Mein und Dein die Rede ist, oft genug heimsuchen. Dem Horaz hat man seine Bezeichnung der alten Britannier, daß sie sich gegen Fremde wild betragen, fleißig nachgeschrieben; die Engländer haben das Gegentheil von sich behauptet, doch wenige davon überzeuget. Ihre herrschende Neigung ist offenbar das Eigenthum, (und

der Genuß desselben,) um dessentwillen sie die Gerechtigkeit und Menschlichkeit nicht selten mit Füßen treten, und gern alle Völker tyrannisiren möchten, damit diese blos für sie arbeiten, und sie ihnen nur soviel Leben und Kräfte übrig lassen dürfen, als nöthig ist, um für die gierigsten und hochmüthigsten Insulaner immer thätig bleiben zu können. Der Engländer schauet, durch sein Eigenthum aufgebläher, mit Verachtung auf die ihm ärmer als er scheinenden Nationen hinab, und verfolget sie, sobald sie sich mit ihm in einen Wettstreit über Erwerb einlassen wollen, mit Neide, wohl gar mit Bosheit. Englands Schriftsteller haben es eingestanden, daß seit Jahrhunderten seine meisten auswärtigen Kriege des Handels wegen, also doch wohl für Eigenthum? geführet worden sind. Seine habsüchtige Politik, seine schwarzen Kabinetskünste, womit selbiges die Völker so oft an einander gehetzet, und die Erde mit Feuer und Blut bedecket hat, sein öffentlich zudringliches, und heimlich arglistiges Einmischen in die Angelegenheiten der Staaten, hat selten etwas Anderes, als die Vermehrung des englischen Nationalreichthumes zum Zwecke gehabt. Worauf sind denn seine Bür-

ger= und Kirchengesetze, die Entwickelung der gewaltigen Masse seiner Geisteskräfte, die Ausbildung der Gelehrsamkeit und Künste, seine Erfindungen, die meisten seiner Werke, die bewunderten Maschinen, Fabriken, Kanäle ꝛc. und die rastloseste Industrie gerichtet, als nur auf Erwerb. Auf die Beförderung des Handels, der die Goldströhme der ganzen Welt, von allen Winden her, nach England leitet, gehet zuletzt die Thätigkeit seiner Bewohner, sowohl im Museum, wie hinter dem Pfluge; die Mathematik ist hauptsächlich ihren Schiffern dienstbar; diesen dienet auch die ganze Naturkunde, und wohl gar die Philosophie, bis auf die Lehren der erhabensten Uneigennützigkeit und Veredelung der thierischen Menschennatur, Lehren aber, die zu einem wohl berechneten Gewebe der Vortheile umgearbeitet worden sind. Für den Eigennutz lehret der Rhetor, und singet der Dichter; der Pinsel und der Grabstichel liefern dichterische Welten, als Handelsartikel. Vielleicht hat die Natur keinen Theil des Menschengeschlechtes so scharf charakterisirt als den Engländer; auch offenbaret er den Zweck seiner herrschenden Neigung am dreistesten und unzweydeutigsten. Er will Geld haben, um alles, bis auf

das Blut, und die äußere und innere Ehre der Völker, kaufen zu können; um der Mittelpunkt aller Weltindustrie zu seyn, und um den hungrigen Nationen, zu ihrem möglichen Glücke oder Unglücke, gewiß aber zu Altenglands Gewinne, mittelbare und unmittelbare Handelsgeschäfte, und einen dürftigen Antheil an den Gütern des Lebens, auszutheilen. Durch die talentreichsten, übermüthigsten und geitzigsten Schiffer, deren geflügelter Genius, mit dem zaubervollen Geldsacke, von einem Pole bis zum andern die schlafsüchtigsten Nationen aufreget und ihm zinsbar machet, ist mehr als je durch andere Völker der Erde das Zeitalter des Goldes eingeführet worden. Deshalb ist unsre Zeit noch nicht die schlechteste Zeit; sie mag vielen wohl gar die solideste scheinen; obgleich Andere bemerken wollen, daß ein Menschengeschlecht, das blos auf den Erwerb aufmerksam erhalten wird, und nach dem Marktpreise sich schätzen lassen muß, zu seinem Eichelfutter zurückkehret. Das Menschengeschlecht stehet nicht stille, wenn seine Neigung zu Menschen, zur Ehre und zum Geschmack immer mehr durch den Geldgeitz vertilget wird; es kann selbiges zu keiner Veredelung mehr fortschreiten, und verei-

niget sich wieder mit den Präadamiten. Es würde mit uns gut stehen, wenn wir alles für Geld haben könnten, und Geld erwärben, um Menschen, Ehre und Geschmack uns zu erhalten: greifen wir aber nur darum nach Geld, um dafür wieder Geld zu kaufen, so setzen wir uns in Gefahr, unsre so theuer erworbene Kultur endlich zu verlieren. Wohl dem Menschen, daß ihm nur der einzige Instinkt seiner Mutter etwas umsonst gibt; daß er jedem andern Menschen etwas geben muß, wenn er von ihm etwas zu erlangen begehret; daß also derjenige, der nichts hat, auch nichts bekommt. Wer sich über diese Einrichtung der Natur beklaget, wer gern auf fremde Kosten leben möchte, verräth eine schändliche Neigung zum Bettler oder Kapuziner, und wird, bey entschiedener Verweigerung eines unbezahlten Futters, ein Dieb oder Räuber. Da keine Sache, durch das bloße Daseyn in der Natur, tadelnswürdig oder löblich werden kann, sondern nur durch die freye Anwendung des Menschen Tadel oder Lob erzeugt, so saget man von einem Volke, wenn ihm die Neigung zum Eigenthume, als die über alle andere Neigungen herrschende, beygeleget wird, noch nichts Nachtheiliges aus. Wenn

der moralische Mensch sich Eigenthum erwirbt, so will er dadurch auch Kräfte sich verschaffen, den Gesetzen der Natur und Vernunft zu gehorchen, und die Forderungen eines edeln Herzens zu befriedigen; er wird durch den Besitz der Lebensgüter ein Freund seiner Mitbürger, und aller Menschen; er wird großmüthiger und hilft mit liebevoller Uneigennützigkeit ihrem Elende ab; er macht sich gerecht und frey. Ist je etwas Großes, Edles und Erhabenes in der Welt geschehen, das nicht auch von Engländern ausgeführet wäre; eben durch den nie rastenden Trieb nach Eigenthum, den selbst das langwierige tausendfache Elend der Land- und Seereisen nicht zu ersticken vermag, gewöhnen sie sich an die hohe Verläugnung, und an die bewunderte, kaum von irgend einem andern Volke erreichte, eiserne Standhaftigkeit im Befolgen ihrer Grundsätze. Der unmoralische Mensch hingegen erwirbt sich Eigenthum, um blos die Forderungen der Thierheit und eines unedeln Herzens zu befriedigen; ihn macht die geschmeckte Süßigkeit der Lebensgüter zu einem schlechten Menschen und Bürger; er wird geitzig, lieblos, hart, grausam; in der Armuth kriechet er, und bettelt unverschämt; wenn die Gaben für ihn zu

karg ausfallen, und er sich zu kraftvoll fühlet, als daß er nicht selbst sich vor seiner Betteley schämen sollte, doch aber zu hochmüthig und faul zu Anstrengungen ist, so stellet er den Gütern seiner Mitbürger zahllose Fallen aus, erbricht verriegelte Wohnungen mit seinen Brecheisen, und schläget die Reisenden mit seiner Keule nieder. Der weit um sich greifende Bettler- und Diebesgeist in England offenbaret sich, von den durch Geldströhme geblendeten Seraphim und Cherubim an, (damit auch sie sich neben die Ochsen an den Wagen des Obercherubs spannen, und in das bezahlete Gebrüll seiner Loblieder einstimmen,) bis auf die Falschspieler, Beutelschneider, Verschwender öffentlicher Staatsgelder, und auf die magern Vertheidiger der feisten Hierarchie hinab. In der Stadt, wo die Reichthümer und Laster der ganzen Welt zusammen fließen, hat die Erfindungskunst schändlicher Mittel, fremdes Eigenthum mit List und Gewalt an sich zu reißen, eine von allen Völkern der Erde nie geahndete Höhe erreichet.

Von

Von der herrschenden Neigung der Franzosen.

Von den Franzosen sagt Sterne, ihr Hauptzug, oder ihre herrschende Neigung sey die Ernsthaftigkeit, denn sie behandelten sogar die lächerlichsten Dinge ernsthaft. Diese Aussage ist nur scherzhaft; die herrschende Neigung der Franzosen möchte wohl, nach den am östersten von ihnen wiederhohlten Handlungen geurtheilt, der Mensch seyn. Schon lange sind sie unter allen Völkern der Geselligkeit wegen berühmt; enge ist ihre Verbindung mit den Menschen ihres Landes; aber auch in ein anderes Land verpflanzet, schließen sie sich genau an desselben Bewohner an.

Keine Nation besitzet so sehr das Talent, alle ihre Fähigkeiten für die Menschenwelt auszubilden, als die Franzosen; die Geselligkeit ist ihr Bedürfniß; sie theilen sich gern und mit Leichtigkeit mit. In keinem Volke würden wir so gute Lehrer antreffen, wie bey ihnen; sie finden eine Freude daran, ihr Erlerntes auch zum Eigenthume Anderer zu machen. Schon im Umgange mit einem Fremden verbessern sie seine falsche Aussprache und Verbindung ihrer Wörter lieb-

reich, und ohne die Höhnerey, welcher der Deutsche, Engländer 2c. sich so schwer gegen den, der ihre Sprache schlecht ausspricht, enthält. Die Franzosen besitzen Popularität, denn sie gelangen, unterstützet durch die im Umgange geschärfte Menschenkenntniß, und durch das ausspähende Gefühl, wie weit sich der fremde Fassungskreis erstrecket, so leicht zur Erkenntniß der Bedürfnisse des Lehrlings. Die Gesellschaften ihrer Gelehrten sind unterrichtender als bey irgend einem Volke; selbst der alles umfassende Leibnitz gibt ihrer Hauptstadt das Zeugniß, sie sey, ihrer gebildeten Menschen wegen, die lehrreichste aller Städte. Die Gelehrten eines andern Landes beschuldiget man, daß sie hin und wieder mit ihren Geistesgaben und Gedanken weit zurückhaltender wären, auch mehr Trägheit, Verschlossenheit, Abgunst und kleinliche Besorgniß, man werde ihnen ihre aufgefundenen Kenntnisse, nebst der Ehre der Erfindung rauben, in ihrem mißtrauischen, halbstummen Umgange verriethen. In der Volksmasse der Franzosen wird, durch die Begierde, Empfindungen und Gedanken mitzutheilen, jede interessante Idee, vornehmlich wenn sie die Angelegenheit des Tages angehet, jedermann so-

gleich bekannt, und flieget erschütternd, gleich einem elektrischen Schlage, durch Millionen Köpfe in einem Augenblicke. Die Franzosen möchten wohl in neuern Zeiten die größten Lehrer der Annehmlichkeit des geselligen Lebens gewesen seyn. Spräche man ihnen auch alles übrige Gute ab, so gestehet man ihnen doch die Feinheit des Betragens im Umgange zu, welche, wenn sie auch wirklich nicht der Ausdruck eines menschenfreundlichen, sich verläugnenden Herzens, doch die schönste Nachbildung desselben ist. Hier bleibet offenbar der Mensch die Hauptsache; alle Hülfsmittel der Bearbeitung der Natur, die Nahrung für den geistigen, wie für den thierischen Menschen, sind für die Geselligkeit berechnet; hier darf jedermann weniger als anderswo Beleidigungen besorgen; kein peinlicher Zwang fesselt den Geist; Beredtheit, Anmuth des Ausdruckes, Witz, Scherz und Fröhlichkeit erweitern den Kopf und das Herz; Völlerey und Trunkenheit, nebst dem Gefolge derselben, der Grobheit, Zanksucht und Rauferey, werden von den Schmäusen der Franzosen leichter, als von den Gelagen nördlicher Völker, abgehalten. Das Volk, dem die Natur so reichlich Wein gegeben hat, genießet selbigen

mäßiger, und bedarf desselben, um in seinen Gesellschaften zur lauten Fröhlichkeit und zum Gesange überzugehen, weniger als jene trägen, verschlossenen Nationen, welchen die Natur den Wein versaget hat, welche ihn dennoch unmäßiger genießen, und nicht eher als bey dem Einbruche der Trunkenheit redselig werden, und in lärmende Gesänge ausbrechen. Nicht ganz mit Recht wird der Franzose beschuldigt, er sey komplimentenreich: er ist leicht einschmeichelnd, bringet gern allen eine gute Meinung von ihnen bey, damit auch er, der Stifter ihrer süßen Selbstgefälligkeit, angenehm werde. Als Meister der guten Lebensart weiß er zu genau, wie sehr eine zu sichtbare Aufmerksamkeit und studierte Höflichkeit, welche zu Erwiederungen nöthiget, den Gesellschafter belästiget, und mehr als die Unaufmerksamkeit und Gleichgültigkeit peiniget. Die Franzosen vorzüglich haben durch ihr Beyspiel über manches sich kultivirende Volk Europens es vermocht, daß es die barbarische Sitte, die Weiber aus den Männergesellschaften auszuschließen, und in dumm machende Gynäceen einzukerkern, abschaffte. Die Weiber durch Männer gebildet, sind das Salz der Gesellschaften, die schöpferi-

schen Anordnerinnen geschmackvoller Häuslichkeit, die Ausbilderinnen der edelsten Gefühle, die ersten und vortrefflichsten Erzieherinnen ihrer Kinder, denn fast alle Helden jeder Art bekamen ihre erste Bildung von den Müttern. Die Weiber als die Erhalterinnen süßer Geselligkeit, streiten am siegreichsten gegen die immer sturmlaufende Barbarey des Mannes; sie sind die lieblichsten leitenden Genien durch die pfadlosen Wüsten des Lebens. Weiber wurden einem sich veredelnden Männergeschlechte die Aufseherinnen der Sittsamkeit; sie machten durch ihre wirksamen Reitze das Herz des rauhen Mannes milder; seiner Begehrlichkeit setzten sie die immer lockende Zurückhaltung entgegen; sie übten ihn, der alle Hindernisse seines Begehrens durch den mit dem Eichenaste bewaffneten Arm niederzustürzen gewohnt war, sanften Gefühlen zu gehorchen, und sich dem mächtigern innern Menschen immer mehr zu unterwerfen. Dem Franzosen, dem Abkömmlinge edler Kelten, gelang es, die Weiber, die von dem stärkern Geschlechte nicht einmahl für die nützlichsten Hausthiere angesehen wurden, in Menschenrechte einzusetzen, den Männern allmählig gleich zu stellen, und zu Fürstinnen (doch oft

wohl nur mit der Laune des Mimikers,) zu erheben; er veredelte den rohen Geschlechtstrieb zu einer Sache des Kopfes und des Herzens; und so wurde die Liebe eine der Vernunft gehorchende Kunst, und die unzerstörbarste Schutzwehr gegen die Barbarey. Nicht blos Dichter, sondern auch Geschichtschreiber, haben uns viele Denkmahle heroischer Freundschaft unter den Franzosen aufbewahret; unter diesen finden wir mehr als einen Theseus und Pirithous, Orest und Pylades, Nisus und Euryalus. Welche Nation stand wohl so freywillig wie ein Mann gegen den in ihre Grenzen einbrechenden Feind auf, und bewies so uneigennützige Vaterlandsliebe?

Nach dieser Lobrede auf die Aeußerungen der herrschenden Neigung der Franzosen, ist es recht, auch die nachtheiligen Urtheile über dieselben zu vernehmen. Einer ihrer größten Schriftsteller sagt: der Athem der zusammengedrängten Menschen sey ihnen im physischen und moralischen Sinne ein Gift. Der Mensch kann keine schlimmere Gesellschaft als den Menschen haben; je dichter sie neben einander leben, desto mehr stecken sie sich mit ihrem moralischen Verderben an, und ein gesellschaftlicher böser Mensch, wird der Leh-

rer der Nichtswürdigkeit für Tausende. Die Franzosen bilden am meisten auch alle Fähigkeiten zu abscheulichen Handlungen aus, und haben die feinsten Spitzbuben aufzuweisen, die bald mit der dreisten Kraft des plumpesten ehrlosesten Betrügers handeln, bald gar mit Beredtsamkeit und Zudringlichkeit, oder eigentlich mit der frechsten Unverschämtheit ausgerüstet, ihres Gleichen machen. Sie flattern gern um den Menschen, weil dieser zum nützlichsten Wesen ausgearbeitet werden kann; sie drängen sich andern Völkern auf, um sie Schelmereyen zu lehren, sie zu betrügen, auszuplündern, und dafür zu verspotten. Sie sind böse Freunde und böse Feinde; ihre Kriege sind die frevelhaftesten und verderblichsten. Die französische Eitelkeit ist weltbekannt; aus ihr entspringet die betäubende Schwatzhaftigkeit, welche alle rohe, wüste, unsinnige und boshaft verderbliche Einfälle unter die Leute schleudert, die Köpfe derselben anstecket, die Herzen vergiftet, und oft die Nation in Masse zur Ausführung eines Höllenplans toben läßt. Ein Kobold der Abgeschmacktheit und Falschheit gehet in ihren glänzenden Gesellschaften um, der durch bübisches Beyfallgeben und schadenfrohe Schmeicheley zu

Lastern begeistert. Da es unmöglich ist, die rechten Verhältnisse der Männer gegen die Weiber im Umgange zu treffen, so haben beyde Geschlechter einige ihrer Eigenthümlichkeiten gegen einander vertauschet, in Frankreich findet man, mehr als anderswo, weibische Männer und männliche Weiber. Hier wird die Disciplin der Weiber und der Wohlstand oft vernachläßigt; durch die wahre oder affektirte Unterwürfigkeit der Männer unter die Launen feinsinniger Weiber, sind diese, als könnten sie der eigennützigen Absichten wollüstiger, schmeichelnder Männer uneingedenk seyn, übermüthig geworden, haben sich in die Geschäfte derselben, gar in die Staatsgeschäfte, gemischet, und daselbst Willkühr, Unordnung und Verderben eingeführet. Der Franzose betrug sich gegen die Weiber wie gegen den König, und machte sie zu eigensinnigen Tyrannen. Die Weiber lernten gleich den Männern das Umherschwärmen, und vergaßen der Züchtigkeit, der Führung des Hauswesens, der Pflichten gegen den Mann, und der Kinderzucht. Die Liebe wurde zum Spiele und zum Zeitvertreibe gemacht, und um das Maß der Thoren voll zu machen, wurde diese ernsthafte Posse zum täglichen Ge-

schäfte erhoben. Und die gerühmten Anlagen des Franzosen zur Freundschaft, werden oft Verbindungen zum Uebervortheilen, zu Komplotten, Spitzbuben- und Räubergesellschaften. Die ganze Nation, d. i. ihr wildester und lärmendster Theil, kann in einem Augenblicke zum Verfechten einer Grille oder Tollheit aufspringen, zum Unglücke Frankreichs und der Welt. Mit Unrecht hat man die Franzosen eines gutmüthigen Wankelmuthes beschuldiget; ihr Herz ist wild, grausam und dazu hartnäckig. Ihre Modesucht, mit welcher sie die Welt angestecket, und die Ruhe und das Glück des häuslichen Lebens gekränket haben, beweiset selbst dem Kurzsichtigsten ihren Proteus-Charakter, und die, alle Muster des Geschmackes zerstörende, „Frivolität.“ Sie sind, durch ihre herrschende Neigung zu Menschen, freylich Menschen, d. i. die schlimmsten Thiere geworden.

Von der herrschenden Neigung der Deutschen.

Vielleicht sind viele Stimmen für die Behauptung, daß die Neigung zur Ehre die Deutschen beherrschet. Keine Nation macht sich mehr als die deutsche von dem ganzen gebildeten Theile des Menschengeschlechtes abhängig, und achtet so sehr das Urtheil Anderer. Wenn von manchem Volke die Ausländer gering geschätzet werden, so achtet der Deutsche sie schon darum hoch, weil sie Ausländer sind; er ist der mildeste Beurtheiler fremder Verdienste, die ihm, da Maßhalten so schwer ist, in seinen Gedanken oft zu wichtig werden, so daß er dem fremden Urtheile über ihn eine despotische Entscheidung einräumet. Gewiß wird, bey solchem gutmüthigen Hingeben an die Menschen, die Humanität befördert; es lassen sich die Menschen mit einer ätherischen Kost, mit der von der Welt genossenen Achtung, sättigen; es verliert der grobe Eigennutz seine Gewalt über sie; sie sehen mehr in die Ferne, und kommen wohl gar auf den guten Weg des Geschmackes. Ein Volk, das sich mit Ehre bezahlen lässet, wird seiner Unterwürfigkeit wegen, sich

nicht blos durch die kleinste Macht regieren lassen, sondern es wird sich auch williger zu den Privatabsichten der Fürsten gebrauchen lassen. Unermeßlich ist der Schatz des Fürsten, dessen Dienern die Ehre mehr als baare Münze gilt, für ein Band, einen Stämpel, für ein an sich nichts bedeutendes Wort, geben sie auch wohl das Leben hin. Wer wollte dem Deutschen wohl hohen Sinn und Edelmuth absprechen; bey ihm finden wir Wetteifer in preiswürdigen Handlungen, scharfe Beobachtung seiner selbst und Anderer, eine alle Entwickelung des Guten befördernde Selbsterkenntniß, und lebendige Triebfedern zur Erforschung der Menschen. Der Freund der Ehre wird, aus Furcht sie zu kränken, sich weniger der Uebertretung, (doch leider oft nur einer offenbaren,) der Bürgergesetze, aus Furcht vor der Schande der Bestrafung, schuldig machen. Ihn wird die Scham vor verächtlichen Handlungen, vor Kriecherey, Betteley, Feigheit, vor unverdeckten Aeußerungen der Ungeschicklichkeit und Unklugheit, auch vor dem sichtbaren unmoralischen Betragen, behüten. Es ist wahr, daß dieses unverwandte Hinsehen auf fremde Urtheile ihn leicht zur Gleißnerey, zu Lügen und Betrug

verleitet; wenn er aber wahrnimmt, man werde die Verstellung erkennen, und noch dazu zu seiner Schande, so wird er auch aus lautern Absichten handeln, und sich immer mehr moralisiren.

Wir haben etwas von der guten Seite eines Volkes, dessen herrschende Neigung die Ehre ist, gesehen; wir werden aber bald von dem Bewundern seiner Aufopferungen und seiner großen Kraftäußerungen zurück kommen, und werden über seine es bisweilen erniedrigende Kleinheit und Ohnmacht die Köpfe schütteln. Der von der Begierde nach Ehre beherrschte Schwache, wird ehrsüchtig; er siehet in allen seinen Handlungen nur darauf, was er im Urtheile Anderer gewinnen könne; er verliert seine Selbstständigkeit, die Achtung vor seinem eigenen Urtheile, vor den Entscheidungen der Vernunft und der moralischen Gesetze. Wie leicht verfällt daher der Deutsche in die mit der Ehrsucht verwandten Laster, und auch in solche, die wieder durch diese befruchtet werden. Wir erblicken ein Heer eingebildeter Gecken in Deutschland, und es wird daselbst von Eiteln, Hochmüthigen, Aufgeblasenen und Uebermüthigen der Umgang unleidlich

gemacht. Schon lange hat man dem Deutschen die Titelsucht, als eine Nationalthorheit, vorgeworfen; er verräth hierdurch das Mißtrauen, durch innern, eigenen Werth etwas zu gelten; deshalb erhalten wir auf unsre Frage, was ein gewisser (unbetitelter) Mann sey, nähmlich, was er für Geschäfte treibe, was er überall tauge, und wie sein sittlicher Charakter sey, die den Unerfahrnen überraschende Antwort: „der Mensch ist nichts." Sogar der Name Charakter, (ob man darunter hin und wieder wohl ein Stigma verstehen dürfte?) wird wohl gar einem erbettelten oder erkauften Titel beygeleget. Die erbärmliche Ehrenschleicherey hat die Deutschen bey einem geschmackvollern Volke schon längst lächerlich gemacht; sie spalten, nach dem Ausdrucke eines geistreichen Mannes, ihren bedeutungslosen Titel, wie den einfachen Sonnenstrahl in viele Farben, und setzen nach der eckelhaftesten Aufzählung der scherbengleichen Titel, noch ein Zeichen hin, als wären die andern Titulaturen aus Bescheidenheit nicht hergesetzet worden. Wo verschiedene Menschen einen gleichen Namen führen, ist es allerdings schicklich, um sie nicht zu verwechseln, sie durch Beynamen zu unterscheiden; oft ist hierzu

schon der Taufname hinlänglich. Wer mit überflüssigen Titeln vor seinen Schriften und auf seinen Waschzetteln, bey den ihn vollkommen unterscheidenden Bekannten und Zeitgenossen, prahlet, die sich auch wohl überall nicht einmahl um sein Daseyn bekümmern, der denke doch auch an die Nachkommen, wenn er unter diesen in eigenen Geisteswerken fortzuleben wünschet, ob ihm dort jene Titel etwas helfen werden, wo ihm nur die nackte, des Andenkens werthe, in seinen Büchern offenbarte Menschheit, das geistige Leben erhalten kann. Bücher werden geschrieben und vergessen, so wie die Menschen geboren und begraben werden. Von diesen gehen einige schon in Mutterleibe unter, andere gleich in der Geburt; wenige gelangen zu den Jahren der Reife; selten wird jemand alt; und sterben müssen sie doch alle. Die Unsterblichen, die ewig jugendlichen Bewohner des Olymps, sind ehemalige griechische Götterkinder, und ihre römischen Enkel gewesen: welcher besonnene, bescheidene Deutsche sollte so ahnenstolz seyn, bis zu jenen seine Väterreihe hinauf zu führen! Nachdem die Götter die Erde verlassen haben, sind wir alle dem Tode und der Vergessenheit geweihet. Durch das Ringen nach

Auszeichnungen, welche nur von den Großen ertheilet werden, wird der Knechtssinn genähret; und selbst die den Staaten, wo allein die Gesetze herrschen sollen, so wohlthätige Idee, daß alle Bürger, (freylich nur vor den Gesetzen,) gleich sind, scheinet, unter den gebildeten Völkern, vorzüglich den Deutschen, eine grobe Ketzerey zu seyn: sie wollen gern kriechen, wenn nur auch vor ihnen Andere kriechen. Es darf kaum erinnert werden, wie leicht sich ein Ehrgeitziger zum Sklaven des Neides, der Verläumdung und aller Arten der Lügen macht, und er da, wo seine Neigung unbefriediget bleibet, der unglücklichste Mensch wird. Ein solcher lässet sich, wie man es an verabschiedeten, um Fürstenblicke jammernden Hofleuten sieht, nie von einer andern Leidenschaft, als von der Ehrsucht beherrschen; ihm geben der Reichthum, selbst die Liebe und Freundschaft, auch die Musenkünste, keinen Trost und keine Ruhe. Des Deutschen Weg zur Ruhe ist länger als der Weg des Franzosen, Engländers und Spaniers; später als diese wird der Deutsche zu einem untheilbaren, selbstständigen Volke ausgebildet seyn.

Von der herrschenden Neigung der Italiäner.

Suchten wir in der neuern Zeit ein Volk, dessen herrschende Neigung der Geschmack ist, so müßten es die Italiäner seyn. Niemanden fällt es ein, es werde dieses von allen Bewohnern Italiens gesaget: es heißt nur so viel, daß wir unter diesen, mehr als in irgend einem Lande, solche Menschen finden, welche die am meisten gebietende Neigung zu Genüssen der Werke der Einbildungskraft, oder ein Wohlgefallen an dem Schönen haben. Dem lieblichen Himmel, der fruchtbaren Erde, welche ohne Mühe ihre Kinder ernähret, die also Zeit genug übrig behalten, sich mit sich zu beschäftigen, verdanken die Italiäner ihren Zufluß von Lebensgeistern, ihre lieblichen Bilder der Einbildungskraft, die echten, zu unsterblichen Töchtern der Kunst erzogenen, Töchter der Natur, die offenen empfänglichen Sinne, die Reitzbarkeit eines liebevollen Herzens, und selbst den, ihren ästhetischen Bewegungen so leicht folgenden, zweckmäßig gebildeten Körper, der die im Geiste empor gestiegenen idealischen Gestalten, in der den andern Völkern so wider-

spän-

spänstigen Materie, nachbildet. Mit Kunstwerken haben die Italiäner ihr Land, auch manchen reichen Fleck der übrigen Erde geschmücket; und sie bemühen sich, alle ihre Umgebungen nach den schönsten Formen zu bilden. Der Mangel des Brotes ist andern Nationen kaum unerträglicher, als der Mangel an Kunstvergnügungen den Italiänern. Ihr Gottesdienst ist eigentlich ein Musendienst; sie besuchen ihre Kirchen, nicht um sich von ihren Priestern belehren und bessern zu lassen, sondern um die Sinne durch alle vereinigte Künste zu berauschen. Der körperliche Deutsche kann sich keine festliche Versammlung, keinen freundschaftlichen Kreis, ohne Speisen und Getränke vorstellen; selbst bey einem ihm etwas wichtig scheinenden Kaufe und Verkaufe, wird die Uebertragung des Eigenthumes mit einer genossenen Masse berauschenden Getränkes gefeyert. Der Italiäner verachtet jede Versammlung, jede hervorstechende Handlung, wo gar keine Künste ihn ergötzen. Das Bedürfniß derselben veredelt seine Sinne, ziehet ihn von den thierischen Genüssen ab, die den Blick des Menschen auf die Erde heften, erweitert sein Herz, macht es menschlicher, und gibt seinem Kopfe Besonnenheit, selbst

in den heftigsten Leidenschaften. In Italien wird man daher selten durch die Wuth der Affekten blind getriebene Mörder finden, wo dennoch eine Art kalter Mordlust aufs schrecklichste herrschet. Hier siehet man eine in andern Ländern kaum geahndete Feinheit im Umgange; eine Aufmerksamkeit auf die Formen des geselligen Lebens, ohne in eine unverhehlte, abgeschmackte Rang- und Titelsucht zu verfallen: auch in Gesellschaften nimmt man hier den natürlichen Hang wahr, ihrer Unterhaltung zweckmäßige Gestalten zu geben. Vom echten Italiäner sind alle wilde, lärmende Belustigungen entfernet; er blicket mit gerechter Verachtung auf die zwecklosen, halsbrechenden Zeitvertreibe böotischer Völker hinab. Er hängt weniger sklavisch an Conventionen; und kraftloser beherrschet ihn der peinliche Wahn der Mode. Obgleich er ein Knecht der aus Conventionen und tyrannischem Wahne bestehenden Kirche zu seyn scheinet: so siehet er sie doch mehr für eine Akademie der Künste, als für einen Palast der Magie an, und ehret seine Priester am meisten nur darum ernstlich, weil sie die Veranlassung sind, das Volk durch die feinern Sinnengenüsse zu unterhalten. Er wird sich über die

Vorurtheile der Geburtshoheit und der erworbenen Würden leicht wegsetzen; wird im Menschen mehr den Menschen, als das Kleid desselben ehren, und ihn nicht bey dem unverschuldeten Wechsel des Glückes verachten; er schämet sich auch nicht im Nothfalle seine Strahlen abzulegen, und einem Admet zu dienen. Weder den gewesenen Vornehmen, noch dessen Familie, wird falsche Scham martern, wenn er die für einen Vornehmen und Reichen ungewöhnlichen Erwerbsmittel ergreifet. Der Mann, der ehemahls von einem Haufen Bedienten umringet war, wird nach dem Verluste seines Vermögens sich nicht für vernichtet ansehen, wenn er bey Reisenden einen Aufwärterdienst verrichtet, und ihnen die Merkwürdigkeiten und Kostbarkeiten des Pallastes, der sein Erbtheil hätte seyn sollen, zeiget. Eine solche Gesinnung kann Größe der Seele und philosophische Würde erzeugen; wer diese besitzet, hat nur noch wenig seine Gesinnung zu reinigen, um alles aus Pflicht zu thun, und ein Mann von moralischer Ehre zu seyn. Die Italiäner werden durch ihre herrschende Neigung aller Eroberungssucht unfähig; vielleicht könnten sie nur dann zum Angriffskriege aufgereget werden,

wenn sie dadurch die verlornen Künste wieder erobern könnten. Sie werden den Handel nie als eine Hauptsache treiben; sie suchen mehr die Erhaltung des stillen Besitzes der Güter, wodurch sie sich den Kunstgenuß verschafften; sie können sie eher durch Sparsamkeit als durch Geiz zu vermehren suchen. Durch diese laue Neigung zum Gewinne werden sie weniger zur Ungerechtigkeit gegen andere Völker verleitet, die der Habsucht einer geizigen, gewaltthätigen Nation das Elend ganzer Jahrhunderte verdanken. Der Italiäner ist auch deswegen weniger habsüchtig, weil die Armuth ihm nie so schrecklich, nie so peinigend, wie den Bewohnern kalter und unfruchtbarerer Länder, werden kann. Der milde Himmel macht dem Lazzarone, selbst in den Wintertagen, den Aufenthalt in den Hallen der Kirchen, und unter den bedeckten Säulengängen, erträglich; auch hier ist das ausgebildete Kunsttalent seiner Mitbürger für ihn wohlthätig, und läßt ihn, wenn er noch nicht ganz das Nachdenken über das, was ihm wohlthätig ist, verloren hat, die Arbeiten der Kunst mit Neigung betrachten. Dazu ernähret ihn die reiche Natur, auch durch ihre wildwachsenden Früchte, entweder ganz um-

sonst, oder für wenig Arbeit. In den vielen palastähnlichen Hospitälern, und an den Thoren der mit Verschwendung ausgesteuerten Klöster, finden ganze Schwärme von Dürftigen, und leider! auch von Faullenzern, ihre Nahrung. Selbst die nähere Sonne macht dem Halbnackten seine schlechte Bedeckung weniger schmerzhaft. Ist er erwärmt und satt, so plaget er sich, befreyet von Mißgunst und läppischer Eitelkeit, darüber nicht, daß ihm seine Wärme und Sättigung weniger als dem Reichen kostet. Könnten die Reichen, wenn sie satt und erwärmet sind, noch wohl viel mehr wahres Lebensglück als jener Arme genießen? Er ergötzet sich an dem Anblicke ihrer prächtigen, durch die Künste verherrlichten Gebäude; er genießet die bezauberten Gärten, die öffentlichen Feste, Musiken, Feuerwerke, Schauspiele, welche im Tempel der Natur gegeben werden: er hat hiervon den unverbitterten, frohen Genuß, wenn sich der geitzige, prahlerische, verarmende Reiche, bey der Berechnung der Kosten, um alle Freuden des Genusses bringet. Die heiligen Schauspiele genießet er so gut wie die Fürsten; selbst unsterbliche Werke der Bildnerey und Mahlerey sind ihm völlig zugänglich. Kann die

empörende Ungleichheit der Stände, das hochmüthige Hinabsehen der Reichen auf die Armen; kann der jeden Keim des Guten in dem Menschen tödtende Sklavensinn, wohl durch etwas so umfassend, wie durch die herrschende Neigung zum Geschmacke, vermindert werden? Die meisten Armen sind Selbstpeiniger; in ihnen ist der unversiegbare Quell des Schmerzes: der Reiche dränget sich nicht oft zu ihnen, um sie zu quälen; er martert sie nur sehr mittelbar, selten daß er einmahl an ihr Daseyn denket. Die Lazzaroni erhalten sich in einer Art von Unabhängigkeit; sie leiden, wenn sie nur wollen, nichts von der Laune des Großen, und seltener unterliegen sie der Versuchung zum Stehlen und Rauben; sie werden schwerlich zur Empörung, um sich Lebensgenuß zu verschaffen, aufgereget; denn sie sind dem vollen Genusse desselben so nahe. Ein so ungeheures Heer von Armen, wie in Neapel, ein Heer, das dem Reichen nicht blos wenig gefährlich, sondern wohl gar ergeben ist, würde in keiner andern Stadt, wo weder die Künste, noch die ihnen ähnlichen Statthalterinnen, unter dem Schirmdache einer weichlichen Natur, welche auch ihre faulen Kinder füttert,

herrschen, ohne den Untergang alles Bürgerlebens bestehen können. Nur ein vom Geschmacke beherrschtes Land konnte geheiligte Bettlerorden, deren Schutzpatronen im Reiche der ewigen Seligkeit glänzen, erfinden, und von den erstarrten, alles anstaunenden, der Magie des Südens zum Raube dienenden Bewohnern des Nordens nachäffen lassen. Bis jetzt konnte nur im Lande des Geschmackes, wo beynahe alle Einwohner vor den Quellen der irdischen Freuden, und vor den Pförtnern des Himmels gleich sind, in einem Lande, wo allein ein Papst gedeihen konnte, in dessen Zauberkreise selbst die Götter des Erdkreises sich ihren niedrigsten Knechten gleich stelleten, die wirkliche Gleichheit der Stände, welche vor Gott und vor der Vernunft immer gegolten hat, nicht ganz ein Traum bleiben. Hier durfte das Volk nur zum wahren Bürgerleben erwachen, das so völlig vom menschlichen Wollen abhängt, um allein die Gesetze herrschen zu lassen; hier müßte die Moralisirung mehr als anderswo gelingen, um der Religion die edelste Gestalt zu ertheilen. So waren die Italiäner und werden es seyn, so lange der Geschmack ihre herrschende Neigung bleibet; wilde Räuberschwärme mögen die golde-

nen Gärten mit Blut und Feuer schänden, die übrig gebliebenen Einwohner räuberähnlich machen, und ihre Kunstwerke wegführen: endlich wirft doch das Land die rasenden Krieger aus, und die unbezwingbare Natur kehret zurück.

Wir haben die glänzenden Punkte eines von der Neigung zum Geschmacke beherrschten Volkes gesehen; jetzt müssen wir auch die dadurch entstehenden schwarzen Flecken betrachten. So wie der Mensch alle seine neutrale Naturanlagen hier zum Guten, und dort zum Bösen anwendet; so wenden auch die Italiäner ihre großen Talente oft genug schlecht an. Allerdings sind die Italiäner zu einem der ersten Völker der Welt von der Natur bestimmet; in ihnen sind die herrlichsten Anlagen, die von ihren freywillig eingesetzten, oder von den übermüthigen und schlauen Tyrannen, zur Herabwürdigung der Menschheit gemißbraucht werden. Das edelste Mittel der Moralisirung, die Religion, wird bey den Italiänern ein Geist und Herz verderbendes Schauspiel, oft gar ein nichtwürdiges Possenspiel. Durch das Einsaugen des Honigs, oder auch nur der Blüthendüfte, wohl gar des Mehlthaues der Kunstwerke, wird er kraftlos, unlu-

stig und dadurch ungeschickt zu dem für das gemeine Wesen so nothwendigen, obgleich bisweilen anmuth- und geistlosen Geschäften, wie auch zu dem Wirken des ruhigen, kalten und sich anstrengenden Verstandes. Schon die genußreiche Natur und Kunst machen den ihr geweiheten Anhänger faul; seine Phantasie wird, da ihn keine Arbeiten drängen, üppig, und er wird eine Beute der Lasterhaftigkeit. Seine Leidenschaften graben sich, wenn sie auf standhafte Hindernisse treffen, welche nicht mit offener Gewalt wegzuräumen sind, tief in seine Seele; sie werden heimlicher, tückischer, und brechen in schlauer Bosheit aus; er hat daher in seinem Volke Banditen von tausenderley Formen, reich im Erfinden der Nachstellungen, Gift und Mordgewehre. Seine Religionsgestalten, die sich gegen die Bürgergesetze empören, begünstigen, durch Asyle in Kirchen und Klöstern, seine Mordsucht. Wer erwartet von ihm redliche Offenheit, herzliche Mittheilung, selbst in seinen Gesellschaften, wo gewöhnlich mißtrauische Auspasserey herrschet. Er macht seinen Umgang zu einer Art Seiltänzerey, aus dem alle genialische Aeußerungen verbannet sind, oder zu einem Rundtanze, der, sobald man hinläng-

liche Aufmerksamkeit auf alle seine Regeln, und sobald man eine Fertigkeit im Befolgen derselben erlanget hat, Weichlichkeit erzeuget. Ungern unterwirft er sich den bürgerlichen Gesetzen, deren wir, um sie leicht und willig zu erfüllen, erst gewohnt werden müssen; er setzet sich, vor den Altären seiner uralten Götter und Göttinnen knieend, zu gern willkührlich über alte (nicht genußreiche) Sitten weg, welche für uns die Autorität wirklicher Gesetze erlanget haben, und zur Erhaltung der Ordnung des geselligen Lebens dienen. Er ist durch den Kunstgeist verwöhnet; er will allenthalben Neuheit finden; in jedem Augenblicke, wenn es möglich ist, ungewohnte Ideen verfolgen; daher er auch im gemeinen Wesen fruchtbar an Neuerungen und Meutereyen ist. Bey dem Hange, sich gegen bürgerliche Ordnung, sobald ihre Jugendblüthe abgefallen ist, aufzulehnen, da er sich, bey der öftern Ohnmacht und Verdunkelung der Gesetze schwerlich durch das stellvertretende Ansehen achtungswerther Menschen im Zaume halten läßt, wird er oft unverschämt, und in der Wahl seiner Erwerbsmittel niederträchtig. Die ungerechte Gleichgültigkeit gegen fremdes Urtheil, macht ihn nicht blos sorglos

über die Folgen seines tadelnswerthen Verhaltens, sondern auch bisweilen verworfen. Er verachtet es, sich einen guten Namen bey fremden Völkern zu verschaffen; sie sind für ihn Barbaren, die ihm keine Ehre geben können; sie sind ihm geistige Halbmenschen, die, (nach seinem Wahne,) auf ihrem Sumpf- oder Felsenboden von der Natur im Elende gelassen werden, und nie etwas für Wissenschaft und Künste thun. Obgleich er von dem kriegerischen Geiste der wilden Nordbewohner genug gelitten hat, so versäumet er doch das ausgebreitete Studium der Kriegskunst; ist fast immer wehrlos und ihren Plünderungen und Verwüstungen ausgesetzet, wodurch die Keime des Guten vertilget, und die Saat des wuchernden Lasters reichlich ausgestreuet wird. Da er zu träge ist, Zuversicht erweckende Massen von Eigenthume sich zu erwerben, so wird er bey aller Prahlsucht knickerig, ungroßmüthig und nicht selten in seiner Gesinnung niedrig. Die geringen Kosten zu leben, machen ihn des Lebens immer unwürdiger; er wird faul, weil die Armuth, selbst die verschuldete, ihm keine Schande zu bringen scheinet, und er sicher ist, es werde ihm nicht leicht an Almosen um des Himmelrei-

ches wollen; nicht an Klostersuppen, noch an einer Aufnahme in die Herbergen Gottes, mangeln. Er ist der unverschämteste Bettler, wie man von einem Menschen erwarten muß, welcher einen geheiligten Bettlerorden um sich siehet; und er beträget sich mehr mit der Hartnäckigkeit der ihre Schuld einfodernden Menschen, als mit Ergebung in die Barmherzigkeit Anderer; er trotzet darauf, die Reichern (oder die Arbeitsamern,) müßten ihn ihrer Seligkeit wegen ernähren. Der Geist der Betteley oder des Geldexpressens erstrecket sich bis auf die Hausgenossen der Fürsten, und wohl auch bis auf diese selbst. Bey dem Volke des Geschmackes, welcher aber fast nur wie die Aeußerungen eines Instinktes aussiehet, nimmt die Neigung zur Ehre leicht den Charakter der Prahlereyen; hier thun die Menschen mehr für Andere, als für sich. Sie suchen durch das Aeußere ihrer Häuser, ihres Geräthes und ihrer Handlungen zu blenden; ohne die gehörige Sorge für den innern Werth und die wahren Lebenszwecke, machen sie aus sich und ihren Werken bloße Schaugerichte, ohne solide Nahrung für den Menschen; werden gegen das am nächsten Liegende gleichgültig, bis zur Vernachläs-

sigung der für die Gesundheit so nothwendigen Reinlichkeit. Fühllosigkeit gegen verschuldeten Schmutz, zeuget wider das Vorgeben einer tugendhaften Gesinnung. Da jede Anlage in der menschlichen Natur auch zum physischen und geistigen Verderben der Menschen angewendet werden kann; da jedes mit dem andern verbundene Volk auf sein Glück und Unglück, seine Moralität und Immoralität wechselseitig einen Einfluß hat, so belohnet es wohl die Mühe, wenigstens einen Augenblick, auf den Einfluß der Italiäner auf die Deutschen zu sehen. Schon gegen zweytausend Jahre sind die Deutschen von Italien her bearbeitet worden; von hieraus werden sie gebildet, bis auf den heutigen Tag, bis auf den Knaben, welcher an seinem lateinischen Buche die auserlesenern Uebel des Lebens kosten lernet. Deutschland nenne demnach mit gerechter Dankbarkeit die Italiäner seine Lehrer; ehe es noch seine eigenen Gesetzbücher hatte, galt ihm das römische über alles. Deutschland lernte von den Italiänern einiger Maßen die Organisirung eines Volkes, nebst der Anlegung seiner Städte; es erhielt eine so genannte Religion; es lernete von den Transalpinern gescheidter bauen, mahlen,

bilden, dichten rc.; durch italiänische Geschicklichkeit lernete es seine tyrannische, karge Natur zur Zinsbarkeit und Freygebigkeit gegen die Menschen zwingen; es machte seinen Lebensunterhalt sichrer, und bildete sich immer mehr zu den Künsten des Friedens, zu veredelten Sitten und zur Religiosität. Waren die Deutschen vor zweytausend Jahren wohl viel von den jetzigen Huronen unterschieden? Diese wurden von jenen höchstens nur in den vortrefflichern Anlagen übertroffen; und wir wären auch noch jetzt Barbaren, ohne die von Süden zu uns gekommene Kultur. Die Hierarchie, so satanisch sie sich auch bisweilen beträget, hat einen sehr ehrwürdigen Ursprung, und ist, wenigstens als ein rauhes Naturprodukt, nothwendig, um denjenigen Menschen, welchem durch Peitsche und Schwert äußerlich die wildeste Thierheit gegen seine Gesellschaft abgewöhnet worden war, auch für das Innere zu kultiviren. Wie roh müßte der Mensch bleiben, wenn er nur den sichtbaren Mächten, welche sich ihm durch Peinigungen furchtbar gemacht haben, gehorchete; er muß auch den unsichtbaren Mächten, und wären sie anfangs auch noch so phantastisch und ausschweifend, gehorchen lernen, und würden sie so-

gar von schlauen, raubsüchtigen Volksführern zu Plageteufeln gemacht: allmählig verlieren diese Phantome das Schreckliche, und werden endlich, da die Aufmerksamkeit auf unsern innern Menschen gewecket worden ist, von der Gewalt der Geistesgesetze verdränget. Mit dem prunkreichen, durch Schmeicheley und Drohen seelenvergiftenden Gottesdienste Italiens kamen auch die ihr dienstbaren Künste, die aber, entfernet von der nie schlummernden, ihnen wahre Würde gebenden Disciplin, in Kobolte ausarteten, nach Deutschland. Gemählde und Bildnereyen, Reden und Gedichte, bis auf die Gebäude, waren selten liebliche Kunstgestalten; sie waren oft Scheusale, wodurch die schönsten Blüthen des Geistes und Herzens litten, die doch durch den siegreichen Genius der Menschheit gerettet und wieder befruchtet werden. Das Böse, welches der Deutsche von dem Italiäner gelernet hat, lieget weit offenbarer vor unsern Sinnen da, kündiget sich durch unangenehme Empfindungen viel deutlicher an, als das Gute, welches durch die Bildung des Geschmackes in den Deutschen entwickelt worden ist: könnten wir daher nicht versuchet werden zu wünschen, daß der Deutsche von dem Italiäner

nie etwas gelernet hätte. Ob Gewinn, oder Verlust, bey dem halbgebildeten Geschmacke größer sey, lässet sich nie, denn wir können uns nur auf Erfahrung berufen, mit wissenschaftlicher Genauigkeit entscheiden. Daß der ganz gebildete Geschmack ein Segen für das Menschengeschlecht sey, daß selbiger die größten Hindernisse der Moralisirung wegräume, ist unbezweifelt gewiß: zu ihm, als einem nothwendig zu erreichenden Punkte der Menschheit, müssen wir uns hinauf arbeiten; wir müssen also die tiefer liegenden Anhöhen, sie mögen auch von noch so vielem Bösen und Uebel bewohnet seyn, vorher zu ersteigen suchen, und uns die Aufopferungen nicht gereuen lassen. Und wie sollte der Weise das Unmögliche begehren, und etwas so thörichtes unternehmen, das in der Weltordnung Geschehene wegzuwünschen! Wer Gold aus den Bergwerken verlanget und nöthig hat, muß auch die Schlacken mitnehmen, und muß sich über die unangenehme Arbeit der Reinigung und den möglichen daher entstehenden Schaden nicht beschweren: die Natur gibt kaum im Flußsande reine Körnchen umsonst; wir müssen von ihr alles, oft sehr theuer, erkaufen. Der Natur mag es sehr gleichgültig seyn,

ob

ob Deutschland mit Esquimaux und Bären, oder mit gelehrten und vernünftigen Menschen, oder gar mit sich moralisirenden Wesen, angefüllet ist; von uns kann der Gang der Vorsehung nicht getadelt werden, die uns zu kultivirten Menschen, da sie uns in einer kultivirten Gesellschaft geboren werden ließ, bestimmte: wir müssen zufrieden seyn, uns unsrer Bestimmung genähert zu haben, obgleich wir uns durch das von dem Geschmackslande gekommene Uebel und Böse durchkämpfen mußten.

Von der herrschenden Neigung einiger andern Völker.

Hätten wir die Folgen der herrschenden Neigung bey den betrachteten Völkern richtig gesehen, so würden wir auch von jedem Volke, welchem wir eine von diesen herrschenden Neigungen beylegen könnten, vorläufig wahrscheinliche Vermuthungen von seinen Verhältnissen zu der Welt fassen dürfen. Wäre die herrschende Neigung des jetzigen Persers die Ruhe, so dürften die streitsüchtigen Bewohner der Ufer der Wolga

nicht besorgen, daß er auf Eroberungen ausgehet; und dürften sich auch nicht anschicken, ihn bey Zeiten zu plündern: er dächte nicht einmahl ernstlich an Veränderung seiner Gebräuche und Sitten, und wir würden an den Bewohnern des heutigen Farsistans, der in Jahrtausenden ausgearbeiteten, zahllosen eigenthümlichen Verhältnisse zu den neuen Dingen der Erde ungeachtet, sehr vieles, was auch an den Kastilianern haftet, erblicken. Wäre die Neigung zum Eigenthume bey den Russen die herrschende, so müßten sie, obgleich ihr äußerer und innerer Mensch auffallend von einem der gebildetsten Völker verschieden ist, in vielen ihrer Sitten und Handlungen gegen einander, und gegen die Völker, zu welchen sie gelangen können, den Engländern gleichen. Auch die alten Römer scheinen offenbar von der Neigung zum Eigenthume beherrschet gewesen zu seyn; von dieser erhielten alle andere Neigungen bey diesem unruhigen, rastlosen und kraftvollen Volke ihre besondere Gestalt. Sie waren eroberungssüchtig, nicht eigentlich aus Stolz, sondern des Raubes wegen; sie achteten die Ehre darum so hoch, weil sie zu Reichthum führte; sie bildeten sich mit großem Genie fürchterliche Flot-

ten und Armeen, um die ihnen zugänglichen Nationen zu unterjochen, und für Rom arbeiten zu lassen. Wer wollte nicht gern zugeben, daß einigen Römern die Ehre über alles gegolten habe; den meisten blieb sie dennoch ein Mittel für derbere Genüsse. Den thätigen Römern mußte der Ausspruch des Pyrrhus, daß er Italien, Sicilien, Karthago u. s. w. erobern wollte, um auf immer ruhen und genießen zu können, überaus seltsam scheinen, da sie nur so lange ausruheten, bis sie zu neuen Thaten und Plünderungen wieder Kräfte gesammelt hatten. Schon Hannibal kannte die Römer als eine habsüchtige Nation. Da ihm Antiochus das prächtig geschmückte Heer voll Zuversicht zeigte mit der Frage, ob dieses für die Römer genug wäre, so antwortete der kluge Held dem eiteln Könige, daß die Römer zwar ein sehr geitziges Volk wären, doch sey zu hoffen, es werde dieses (kostbare) Heer für sie genug seyn. Die Römer waren die unersättlichsten Menschen, ihrem Geitze diente ihr ehrliches, festes Betragen eben so gewinnstreich, wie die Abscheulichkeit der betrügerischsten, boshaftesten Staatskunst, und des ehrlosesten Meineides. Sie plünderten die Kunstwerke Griechenlands zusam-

men, nicht um den Geschmack, sondern um die Habsucht zu nähren; die Götterbilder waren für die Eroberer nur geldeswerthe Sachen. An die Nachwelt, welche jene unbezahlbaren Schätze geerbet hat, dachten die Römer gewiß nicht: doch niemahls sollten die Neuern, wenn sie der Kultur durch die Denkmahle des griechischen unsterblichen Genius würdig sind, ohne Freude daran denken, daß auch der wildeste Geitz für die Humanität Segen bereiten müssen. Durch blutige Habsucht wurde das Reich des Geschmackes für die ruhigern Nachkommen bereitet, nachdem die durch verworfene Sitten aufgelöseten Weichlinge Italiens, durch die Vermischung mit kraftvollen Barbaren, wiedergeboren waren. Der jetzige Italiäner darf den ältern, denn diese haben an seine Bildung wohl nicht gedacht, auch nie Lust gehabt, ihm vorzuarbeiten, für die Materialiensammlung nicht danken: und wir wollen durch unser erkenntliches Herz uns nicht verleiten lassen, die Raubsucht der alten Römer zu übersehen, zu entschuldigen, oder gar zu vertheidigen; sie sind Jahrhunderte hindurch die Geisel der ihnen bekannt gewordenen Völker gewesen. Durch keine herrschende Neigung möchte ein Volk so

leicht aufgerieben werden, als durch die Neigung zum Eigenthume, wenn sie, von keiner andern eingeschränkt, die Herzen tyrannisirt. Jedes Volk hat gewöhnlich alle übrige Neigungen in sich; es lässet sich bald von dieser, bald von jener beherrschen, und kann daher sich länger gegen den Todesengel des Geitzes wehren, als wenn es blos von der einzigen Neigung besessen wäre. Das eine Böse widerstehet dem andern; der Mensch kann sich wohl nicht einem einzigen Laster ganz sklavisch hingeben, und wie ein schlimmes Thier blind nur für ein Unheil bestimmet seyn: er lernet anfangs, nachdem er die Schädlichkeit und Tücke aller Thiergeschlechter in sich vereiniget, und oft gar übertroffen hat, das eine Laster durch das andere besiegen, bis seine Vernunft den Vertilgungskrieg gegen sie alle beginnet. Ein Volk, das blos ruhen, nicht arbeiten, nicht für seine Mitvölker leben, nicht ihre Achtung erkaufen, und sich um keine zweckmäßige Formen der Dinge bekümmern wollte, würde bald untergehen: es kann aber unmöglich alles Erwerben des Eigenthumes, allen Umgang und Einfluß auf die Mitmenschen; es kann die ästhetische Erziehung nie ganz aufgeben; und so wird

es erhalten. Nur der ärgste Tyrann der Menschen, der Geitz, erstickt allmähliig die andern, seinen Vortheil nicht offenbar befördernden, Neigungen bey einem Volke; dieses richtet durch die Angriffe auf die Nachbaren auch sich zu Grunde, und seine Glieder verzehren sich durch wechselseitiges Aussaugen unter einander. Die Spartaner und Athener, sobald sie sich der Herrschaft des Geitzes und der Eroberungssucht unterworfen hatten, sanken in das von ihnen für andere Nationen geöffnete Grab. Die Behauptung, daß auch die Griechen einmahl von der heillosen Neigung zum Eigenthume beherrschet worden sind, muß denen mißfallen, welche die Griechen für ein Volk des Geschmackes halten, das blos vom Lichte der Schönheit lebte, sich der Herrschaft Asträens unterwarf, ein Wunder aller Nationen war, und nur aus Helden, Göttern und Weisen bestand. Wollten wir noch jetzt die ehemalige griechische Nation mit den unsterblichen Werken ihrer einzelnen Künstler, die nicht die Nation waren, verwechseln? Diese gehörten allen Völkern und Zeiten an. Wer möchte die deutsche Nation darum, weil in ihr große Gelehrte aufgestanden sind, und man etwa auf tausend deutsch

redende Menschen sehr verschwenderisch einen Gelehrten rechnen könnte, die gelehrte Nation nennen. Mit gleichem Rechte könnten wir jede Nation tapfer, feige, edel, niederträchtig, thätig, faul, reich, arm, jung, alt ꝛc. nennen, weil doch immer einigen in ihr diese Prädikate zukommen. Die Athener haben große Künstler gehabt, diese machten aber nur einen unbeträchtlichen Theil des atheniensischen Volkes aus; sein großer Hause hatte nur wenig Antheil an den Kunstwerken. Außer einigen schönen öffentlichen Gebäuden und den ausgestellten Bildern und Gemählden, war von der Kunst sehr wenig dem gemeinen Manne zugänglich, seine schlechten Wohnungen und Geräthschaften vermochten den Geschmack wohl nicht allgemein zu erwecken und zu nähren. Die herrschende, und also am meisten ausgebreitete Neigung der Athener, in ihren glücklichen Tagen, war vielleicht die Ehre, die bey den meisten von ihnen als Eitelkeit erschien. Ein von der Ehre beherrschtes Volk ist entweder schon einiger Maßen reich, oder es hält sich doch für reich; dieses hat schon mehr, als das geitzige Volk, die Forderungen der thierischen Natur befriediget, ist der Veredelung näher gerückt, und ist

also auch für das Menschengeschlecht weniger gefährlich. Wir werden oft versuchet, die (politische) Geselligkeit zur herrschenden Neigung der meisten griechischen Völkerschaften zu machen, wenn wir ihres Patriotismus, ihrer daher entstehenden blutigen Kriege und des giftigen Hasses der so genannten Freystaaten gegen einander, gedenken. Eine Zeit lang war in Athen gewiß die Geselligkeit der Mitbürger unter sich die herrschende Neigung, die nicht blos zu ihrer Kriegsmacht, sondern auch zu ihrer innern Kultur viel beytrug. Die Kenntnisse des Einen wurden den Andern mitgetheilet; die Athener wurden nicht ohne Bitterkeit der Schwatzhaftigkeit beschuldiget, ohne welche ihr Ideentausch doch unmöglich gewesen wäre.

Einige Bemerkungen über die Neigungen überhaupt.

Jede herrschende Neigung hat zahllose Formen, und es wird niemand angetroffen werden in dem nicht wenigstens der Keim zu allen Neigungen wäre. Viele den Menschen beherrschende

Neigungen lassen sich unter keine der angegebenen herrschenden Neigungen setzen, wie die Neigung zur Trunkenheit, Verfressenheit, Wollust: aber diese Neigungen sind blos thierisch, und auch zu ihrer Befriedigung im Menschen ist durchaus nicht immer Vernunft nothwendig; selbst ein Thier des Waldes findet zur Unmäßigkeit oft genug Gelegenheit. Die Neigungen zur Ruhe, zum Eigenthume, zur Geselligkeit, zur Ehre und zum Geschmacke sind echt menschlich, wenn sie durchaus Nachdenken oder Freyheit, d. i. ein Vermögen, das begehrte hervorzubringende Objekt vorher in uns vorzustellen, und nach einem Muster zu bilden, erfordern. Die Neigung zur Ruhe sey im Menschen nie so wie in einem satten Thiere, das sich nur durch Hunger, Furcht, Schmerz und Geschlechtstrieb von seiner Stelle treiben lässet. Der Mensch kann in der Ruhe, sowohl äußerlich als innerlich, sehr thätig seyn; ihm ist sie nur der Hang zur Unabhängigkeit, das Bestreben, sich das Maß und die Art seiner Thätigkeit durch eigenen Willen vorzuschreiben: er läßt seine Ruhe in der stärksten Anstrengung bestehen; nur bleibe es ihm überlassen, wo und wenn er anfangen und aufhören soll; genug, wenn ihn nur nichts

von außen treiben und fortstoßen darf. Die Bestimmung des Menschen zur Ruhe wird eine Neigung zur Trägheit und Faulheit nur durch sittliche Verwahrlosung; immerhin treibe der Instinkt uns zur Ruhe, sie muß doch von der Vernunft uns zugemessen werden. Nur der Mensch hat von dem, was Eigenthum seyn soll, eine Vorstellung, und kann seine Neigung zu selbigem verstehen: das Thier sammelt blind seine Nahrung, und suchet den Ort, wo es ruhen und seine Jungen erhalten soll; es vertheidiget zwar seinen Besitz, verschaffet sich aber kein Eigenthum zu einem gedachten möglichen Gebrauche, auch nicht zum Fortschreiten zu einer höhern Kultur; ein Thier besitzet gerade nur so viel als es bedarf, um nicht ganz leidend zu seyn und ohne allen Widerstand umzukommen. Auch die Gesellschaft der Thiere, wo das Wort Geselligkeit nicht gemißbraucht werden muß, ist von ganz anderer Art als die Gesellschaft der Menschen. Die Thiere werden nie durch etwas Anderes, als durch die blinde Natur zusammen geführet, entweder der Fortpflanzung ihrer Art, oder der Vertheidigung wegen. Bey dem Menschen bestehet die Geselligkeit aus Liebe und Freundschaft; diese werden

gar wider den Instinkt geschlossen, und oft ging selbiger die feindlichste Abneigung, wodurch die jetzt Liebenden in unendlicher Entfernung von einander bleiben sollten, vorher. Bis zu der Neigung zur Geselligkeit hinauf hatte der Mensch noch einige Aehnlichkeit mit den Thieren, und stand dadurch nur auf einer niedrigern Stufe der Kultur. Von Ehre aber und von Geschmack finden wir bey den Thieren nichts, denn hier müßten auch sie ins Unendliche fortschreitende Wesen seyn, auch sie müßten ihr Handeln nach ihren eigenen Mustern bilden.

Ueber die Neigung zur Neuheit.

Keine Neigung ist menschlicher, und unterscheidet uns so deutlich von jedem andern Wesen, als die Neigung zum Geschmacke, der uns den Weg zu unsrer höchsten Bestimmung bahnet. Eine Bedingung des Geschmackes ist die Neigung zur Neuheit, woraus die ununterbrochene Lebendigkeit des Erkenntniß- und des Begehrungsvermögens entstehet. Ein Mensch, der sich nie von dem Alten entfernete, würde sein Erkennt-

niß- und Begehrungsvermögen wenigstens nie entwickeln, oder er würde es gar vertilgen; er wäre entweder ein Thier, oder würde wieder ein Thier: ein unüberwindlicher Instinkt, der gleich den Gesetzen der Schwere unveränderlich ist, hielte ihn auf einer Stelle fest; er hätte seine Freyheit verloren, und wechselte seine Zustände eben so wenig wie die leblosen und unvernünftigen Geschöpfe sie wechseln. Die Neigung zur Neuheit ist dem Menschen eigenthümlich und nothwendig, wenn er sich durch zahllose Versuche ausbilden, die Welt erkennen und für sich verarbeiten, wenn er sich vor Ermüdung und Ekel bewahren, und nach der Ermüdung sein Herz erfrischen und seine Kräfte rüstiger machen soll. Wen die Furie lange Weile martert, den plaget auch die Furie Geschmacklosigkeit, die entweder in ihm schon wohnet, oder, über die Dinge um ihn herrschend, in ihn eindringet. Beyde verschwinden, sobald die Neuheit wiederkehret, die durch den Wechsel der für jeden Ort und für jede Zeit zweckmäßigen Gestalten der Dinge unsre höchsten Kräfte wecket, und zu dem Unendlichen, zu der Gottheit, führet. Der Tyrann, der in seinem Volke, deren Empörungen

er in seiner dummen Tücke fürchtet, den Hang zum Neuen auszurotten wüßte, hätte seine Unterthanen zur ohnmächtigen, gefühllosen Faulheit hinabgewürdiget, und würde seine Heerden, wenn er die teuflische Kunst verstände, dieselben von allem Umgange mit bessern Wesen abzuzäunen, zu Borstenvieh machen.

Der Geist des Christenthums befördert die Neigung zur Neuheit.

Auch bey dem Christenthume, der wahren Herzensreligion, dem heilbringendsten Produkte des menschenbildenden Geschmackes, soll nicht die Neigung zur Neuheit ausgeschlossen werden. Der Geist des Christenthums ist ewig und unveränderlich, doch die Erscheinung, oder die Einkleidung desselben, ist Menschenwerk. Obgleich man dieses kein Werk des bloßen Zufalles nennen darf, so hänget es doch auch von den Umständen, oder der Naturnothwendigkeit ab; soll aber immer mehr ein Kunstwerk werden. Die Welt der Erscheinungen ist nicht die Welt Gottes, sondern der Menschen; auch die Welt der Kunstwerke ist

eine Welt der Erscheinungen, wird aber ganz von dem innern Menschen entworfen; ist nie vollkommen, sondern wird durch den Trieb, neue zweckmäßigere Formen zu erzeugen, immer nur vollkommener gemacht. Das Aeußere des Christenthumes muß also dem Menschen, damit er selbiges für seine Bedürfnisse ausbilde, ganz überlassen werden, obgleich das Innere, die schönste Offenbarung der Gottheit, nie von der Willkühr der Menschen abgehangen hat. Das innere Christenthum wird durch das äußere gelehret, oder vielmehr nur deutlicher, lebendiger und segensreicher gemacht. Durch die Verwechselung des äußern Christenthumes mit dem innern, oder durch das Vertauschen der oft sehr seltsamen und unschicklichen Form mit der sehr edeln Materie, entstehet die Unverträglichkeit und Sektirerey unter den so genannten Christen. Alle echte Christen stimmen, der verschiedensten Religionsgestalten ungeachtet, und da es nur eine Redlichkeit im Gehorsam gegen die göttlichen Gebote gibt, mit einander überein, und lieben sich. Dort erheben sich die Werke des Teufels, durch allgemeine Unredlichkeit der Gesinnung und schamloses Selbstbelügen: aus der Hölle stammen die

Verketzerungen, Religionskriege und Scheiterhaufen ab. Das innere Christenthum ist unsichtbar, und lebet nur in der unsichtbaren Kirche; das äußere soll sich der Klugheitslehre und der Gesetzgebung der Aesthetik unterwerfen, und ist eine Art des Luxus, welcher nicht in Erzeugnissen des Gelüstens und der Willkühr, sondern in der Kunst, unsern Lebensbedürfnissen die edelste und lieblichste Gestalt zu geben, bestehet. Dieser Luxus, der eine Art des Geschmackes ist, gedeihet nie auf dem Boden des Hungers und der Noth, sondern nur da, wo Sicherheit des Lebensunterhaltes durch Ackerbau, und wo Häuslichkeit herrschet. Das Christenthum wird nur da, wo wahres Bürgerleben ist, einheimisch; zu diesem werden von den Jäger- und Hirtenvölkern erst entfernte Anstalten gemacht. Bis jetzt kann nur ein schlechter Menschenkenner behaupten, das Christenthum sey irgendwo schon ganz einheimisch: wir haben noch nirgends wahres Bürgerleben; und das Christenthum ist nur in Blumentöpfen, in Treibhäusern erzogen worden, vielleicht auch in einem wohlgelegenen, vor dem rauhen Winterhauche verwahrten Gärtchen gewachsen, ist aber noch kein inländisches, von jeder-

mann zu besitzendes Produkt. Werden wir alle erst ehrliche Bürger seyn, sind wir keine Uebertreter äußerer Gesetze mehr, dann sind wir zu wirklichen Christen vorbereitet. Kaum einige Menschen, geschweige ganze Völker, sind von der Unbürgerlichkeit gereiniget; wer wollte hier wohl an innere Reinheit denken: nur den äußerlich Reinen vermag sich der Geist des Christenthumes zu nähern, damit er sie stärke und erleuchte, ihm in sich seinen Tempel zu erbauen. Es ist eine Thorheit, bey den armen, rohen und unbürgerlichen Wilden, welche noch keine Regel der Kunst begriffen haben, das für alle Zeiten unveränderliche Christenthum, von dem die meisten Missionäre selbst kaum eine Ahndung haben, pflanzen zu wollen: hier findet sich noch kein Wille, kein Verstand und keine Sprache dazu. Wer selbiges nicht in ausgesprochenen sinnlosen Worten, nicht in Theaterhandlungen noch in Ceremonien bestehen lässet, sondern in die besonnenste Selbsterkenntniß und Selbstbehandlung, in eine lautere Erkenntniß Gottes, seines gerechten und heiligen Willens, und des dem Menschen vorgeschriebenen unendlichen Zweckens, in eine Umschaffung des thierisch begehrenden Wesens, in ein göttlich

wol

wollendes Wesen, und in die tägliche Heiligung setzet, der wird weder den Irokesen noch den Abiponen das Evangelium predigen. Ein Volk muß durch den Ackerbau zur christlichen Religion vorbereitet werden, ihr muß die engste Verbindung der Familien, Häuslichkeit, Wohlstand durch Arbeitsamkeit und Geschicklichkeit, und ein Kunstleben vorhergegangen seyn; das Volk muß Kenntniß der Dinge und der Menschen um sich, es muß Wissenschaft haben. Selbst bey einem besser organisirten Volke, wie bey den Taheitern, wird das Christenthum nicht eher als der Pflug eingeführet werden. Das Menschengeschlecht in seinem jetzigen Zustande, das noch von Uebel und von Bösem umhergeworfen wird, als ein Raub seiner äußern und innern Feinde, das nur noch an die Befriedigung der thierischen Bedürfnisse denket, sich noch nicht der Angriffe auf das äußere Eigenthum, wenn es nicht durch Tod und Verderben vertheidiget wird, enthält, geschweige den Andern von seinem Eigenthume etwas umsonst gibt, das weit mehr durch blinden Instinkt, durch sklavisches Nachmachen und durch wenige, noch dazu dem Zufalle überlassene, Versuche, mehr als durch die Kunst, die nach Idealen die

Dinge für den Gebrauch bildet, leiten lässet, ist zu der wahren Herzensreligion noch nicht reif. Hoffen dürfen wir, es werde der Geist des Christenthumes künftig alle durch Neid, Haß, Mord und Raubsucht getrenneten Völker zu einem Volke machen; wir werden der Ankunft des Reiches Christi entgegen sehen, wenn das Reich der Ehrlichkeit, der Kunst und Redlichkeit, über den ganzen Erdkreis reichen wird.

Die herrschende Neigung der Eitelkeit im Alcibiades, dem Athener.

Zum Erkennen der herrschenden Neigung des gesammten Lebens eines Menschen gelangen wir sehr spät; erkennen wir sie, so verstehen wir den handelnden Menschen wie ein System. Die meisten Natur- und also auch die Menschenkenner bringen es nur zu coordinirten Kenntnissen; wer diese zu subordiniren verstehet, der ist der wahre Natur- und Menschenkenner. Ist uns das Princip der menschlichen Handlungen unbekannt, so können wir sie nicht unter sich verbinden, sie nicht durch einander verstehen; wir neh-

men oft ein Mittel für den Zweck, den Zweck für das Mittel, oder wir nehmen die schwächern, eingeschränkten Leidenschaften für die herrschenden. Selten hat uns die Geschichte einen vielseitigern, thätigern, und dem Anscheine nach in seinen Handlungen sich widersprechendern Menschen aufbewahret, als den Alcibiades. Er war das Ideal von einem Athener; seine herrschende Neigung war die Eitelkeit. Für sie bildete er seine körperlichen und geistigen Kräfte aus; er war *prachtliebend* und erwarb sich die Eigenschaften eines *guten* Ringers, Kriegers und Redners. Er verführte die durch Schönheit und Verbindungen ausgezeichneten Weiber, nicht so wohl aus Wollust, als aus Eitelkeit. Er konnte beym Schmause mäßig, auch schwelgerisch seyn, nachdem das eine mehr als das andere im Urtheile seiner Zuschauer galt; in Sparta unterwarf er sich der rauhesten Kriegsdisciplin, aß die schwarze Suppe, kämpfte mit den harten Kriegern, badete sich zur Winterszeit im Eurotas, suchte alle Spartaner in Geduld und im Ausdauern der Mühseligkeiten des Kriegsstandes zu übertreffen, und verführte auch hier die reitzendsten Spartanerinnen, aus Eitelkeit. Getrieben durch die

eitele Hoffnung einen seiner Nachkommen zum Könige von Sparta zu erheben, machte er die nicht reitzende Königin von Sparta ihrem Manne ungetreu. Bey dem Tissaphernes übertraf der Eitele die gelehrtesten Weichlinge und Wollüstlinge in Weichlichkeit und Wollust, blos um von den üppigen Asiaten bewundert zu werden. Ein solcher Mensch ist alles nur durch fremdes Urtheil; dieses kann aus ihm ein brauchbares und unnützes, ein edles und unedles Wesen machen: sich ganz allein überlassen, wäre er ein unbedeutendes und unthätiges Geschöpf, und wird in andern Händen doch auch nichts mehr als ein Instrument und ein zerbrechliches Spielzeug, aber ein solches, womit sie selbst sich schwer verletzen können. Anfangs gebietet ihm fremder Beyfall Heldenthaten, auch Abscheulichkeiten zu unternehmen; ist er aber einmahl in Thätigkeit gesetzet, so wird er durch willkührliche Handlungen den Beyfall erzwingen wollen, und er, der vorher Knecht oder Puppe zu seyn schien, wird seine Mitmenschen zu Knechten und Puppen zu erniedrigen trachten. Ein von Eitelkeit beherrschter Mensch wird bey seinem Eintritte in die Welt ein gefälliger, angenehmer und folgsamer Gesell-

schafter seyn, er wird aber, sobald die Menschen mit entschiedener Gunst auf ihn sehen, trotzig, zurückstoßend und übermüthig, und noch immer wird er meinen, durch ein empörendes Betragen Beyfall erlangen zu können.

Die herrschende Neigung des Ehrgeitzes im Julius Cäsar.

Ein Eiteler ist in seinem Verhalten eben so wenig ungleich, wie der vom Ehrgeitze beherrschte Julius Cäsar, der allenthalben Geld borgte, und fast nirgends bezahlen konnte, fremde Schätze an sich riß und Provinzen plünderte; der nur für seine Freunde und Anhänger reich seyn wollte, und ihnen mit vollen Händen von dem Erpreßten gab; der gegen seine Soldaten liebreich, bald aber auch unerbittlich streng war, im Felde mit ihnen alles Ungemach theilete, und wieder, wenn er es für wirksam hielt, mit fürstlichem Aufwande lebte; der die Staatsverfassung seines Vaterlandes vernichtete, und doch nur durch Gesetze herrschen wollte; der ganze Heere seiner Mitbürger vertilget hatte, und durch Einführung

der Sicherheit und Ordnung, durch zahlreiche vortreffliche Unternehmungen, Roms und der Welt Wohlthäter wurde; der dem Einen des niedrigsten Lebens unwerth dünkte, und von dem Andern der Unsterblichkeit würdig erklärt wurde; der Einigen so gefrevelt zu haben schien, daß sie seinen Leichnam gern den Geiern hinwerfen mochten, für Andere aber so groß gehandelt hatte, daß sie dem Gemordeten Tempel erbaueten und Opfer brachten. Cäsar war nicht bleibend geitzig, nicht raubsüchtig, freygebig, liebreich, hart gegen sich, nicht weichlich, rebellisch, wohlthätig gegen sein Vaterland; er war nicht den Gesetzen unterwürfig noch ungehorsam: nein, er war ununterbrochen ehrgeitzig; er wollte, wie ihn die gewaltige, alles besiegende Kraft seines Geistes und seiner Neigung bestimmte, der Erste Roms seyn; seine ungleichartigsten Handlungen waren für diesen Zweck berechnet. Um selbigen zu erreichen, war er wohlthätig und raubsüchtig, liebreich und hart, Rebell und Gesetzgeber, böse und gut; ihm kam jedes dieser Prädikate zu, sobald es ihm das tauglichste Mittel war, ihn auf den höchsten Gipfel der Macht zu erheben.

Die herrschende Neigung des Geschmackes in Voltäre.

Wir wollen auch auf einen, durch die vielgestalteten, heftigen und weit wirkenden Ausbrüche seiner Neigungen, ausgezeichneten Mann unsrer Tage, auf Voltäre, sehen. Sehr ungleich mußten die Urtheile über ihn ausfallen; der größere Theil der nachplaudernden Welt verschrie ihn als einen schlechten, der kleinere Theil, (wohin vielleicht auch die geistreichen Leser seiner Schriften gehörten,) nannten ihn einen guten Mann, und nur wenige hielten ihn für ein gemischtes Wesen, oder entschieden lieber gar nichts über seinen Charakter. Ueber seinen schriftstellerischen Werth sey hier gar nicht die Rede, denn über diesen ist entweder schon eine Stimme, oder wir sind nahe dabey, uns über selbigen zu einigen. Nur selten hatte jemand in der Nähe gesehen, wie der Proteus handelte, noch seltner hatte man seine innern Absichten verstanden. Wer mit erbittertem Geschrey ihn der Bosheit beschuldigte, der konnte sicher, des großen, neiderregenden Ruhmes des Gelästerten wegen, und unterstützet von der schlimmen Nei-

gung des großen Haufens, berühmte Männer von ihren glänzenden Höhen herabzureißen, auf ein tausendstimmiges Echo rechnen. Voltäre hatte mit Unrecht Einigen wehe gethan, diese erhoben aber kein so rachsüchtiges Geschrey, als das unübersehbare Heer der wohlgefütterten Häscher (welche durch seinen Freyheitsmuth in Gefahr geriethen, um ihre Fanggelder zu kommen,) und der Zuchthausknechte kirchlicher und bürgerlicher Tyranney. Dem Ueberflusse an Brod und Fleisch verdankten sie ihre mächtige Stimme, und diese ließen sie wider den „gefährlichen" Schriftsteller ertönen, daß vor ihr das stille Zeugniß bescheidener Wahrheitsfreunde, für sein geleistetes Gutes, nicht vernommen werden konnte. Seine herrschende Neigung war der G e s c h m a c k; alle Kräfte des feinfühlenden Schriftstellers arbeiteten, willkührlich und unwillkührlich, darauf los, dem Menschengeschlechte eine edlere Gestalt zu geben; daher glühete in dem Reformator die Begierde nach Unabhängigkeit von kirchlicher und bürgerlicher Tyranney. Wir läugnen es nicht, daß er für diesen, in schönen Herzen göttlichen, Zweck sich oft schlechter Mittel bedienet habe; doch werden wir bey dem Auffinden der herr-

schenden Neigung in ihm seine so widersprechenden Handlungen besser verstehen. Er war geitzig, knickerig, schmutzig, mit Großmuth freygebig, lieblos, liebreich, beleidigend grob, zuvorkommend höflich, herabwürdigend und schmeichelnd: wer siehet nicht, daß ihn zu so entgegengesetzten Betragen auch seine Laune bestimmete. Er wollte reich seyn, um in Unabhängigkeit und, nöthigen Falles, um mit der Eleganz eines Fürsten zu leben: Reichthum sollte seiner Stimme vor dem großen Haufen, der nach dem schimmernden Golde wie ein Kind nach dem Lichte siehet, den er gern in eine edlere Form umgegossen hätte, ein entscheidendes Gewicht beylegen. Er schreckte, die Plane der Bosheit ausspähend, und zugleich, wie durch Instinkt getrieben, die finstern Freunde des Aberglaubens, des Volksbetruges und aller Arten der Knechtschaft, von der Schaubühne der gelehrten Welt hinab: wer wollte seine großen Absichten immer verkennen, welchen er, leider! oft irre geleitet durch seine Heftigkeit, auch durch seinen Argwohn, doch nicht immer treu blieb, wenn er Unschuldige mißhandelte, und sie vor dem schlecht prüfenden Haufen überall verdächtig, und, was noch schlimmer ist, lächerlich machte.

Er war unbegrenzt ehrgeitzig; er wollte, daß auch kein Einziger ihn nicht bewunderte, und dennoch machte ihm sein Muthwille Feinde und Lästerer zu Tausenden; er betrug sich gleichgültig gegen das Urtheil der Welt, die er gewiß nicht gering schätzte, denn sie war ja sein Werkzeug. Wie leicht hätte er, durch eine geringe Vorsicht, zahllose Gelegenheiten verlästert zu werden, vermeiden können. Er war hart, zurückstoßend, unverträglich, doch wohl die meisten Mahle unter geschmacklosen Leuten, unter solchen, deren Aufdringlichkeit ihm durch keine schöne Seite vergütet wurde: war er nicht aber in seinem Hause gegen diejenigen, von welchen er kein Recht hatte Geschmack zu fordern, milde, verträglich und liebreich. Und doch wird der gute und schlimme Mann am besten in seinem Hause, in seinem Betragen gegen seine Hausgenossen, ausgekundschaftet; viele sind außer dem Hause die erwünschtesten Gesellschafter, und in ihrem Hause Wüthriche; Andre sind außer dem Hause stürmisch, und zu Hause sanft und hold: jene wird der Menschenkenner als schlimme, diese als gute Menschen bezeichnen. Die Bedienten in Ferney, welche über ihren Herrn geklaget haben, sollen

schlechtgeartete, wenigstens unbillige Menschen gewesen seyn. Er wird, ohne ernste Prüfung, für undankbar gegen Monarchen ausgegeben, und er hatte doch oft Ursache, sie nicht zu schonen. Sie hatten, entweder durch den Geist seiner Schriften bezaubert, oder durch die Eitelkeit, ihren Hof mit einem der ersten Köpfe aller Zeiten zu zieren, gelocket, oder wohl gar aus Scheu vor der Geisel seines nie leicht fehlschlagenden Satyrs, der durch sein Lachen alle, die ihn sahen, ansteckte, ihn mit Geschenken und durch das Vorgeben der Gleichheit, wohl gar der gänzlichen Unterwürfigkeit unter die Gewalt seines Genies, an sich gezogen, und ihn bald, da sie sogar im Traume nicht vergessen konnten, daß sie Monarchen wären, durch den Ton des Gebieters, über Freyheit und Leben, tief im Herzen erbittert, und ihn die ihm zu Gebote stehenden Vertheidigungswaffen zu ergreifen genöthiget. Voltäre hatte das Schicksal aller hoch hervorragenden Männer; er sollte ein Engel des Lichtes seyn, und er war doch nur ein begehrlicher, äußerst reitzbarer Mann, der seinen Idealen, mitunter auch seinen Grillen, hitzig nachjagte; der die Menschen, auf seinem langen Lebenswege, bis-

weilen mit der Unvorsichtigkeit eines Neulings behandelte, und ehrbare Gebräuche eben so wenig wie die durch Alter geweiheten, verrückt gewordenen Thorheiten und Narrheiten, schonte. Nie hat wohl ein großer Schriftsteller sich weniger Mühe gegeben, seine häßlichen Flecken zu verhüllen, wir müßten die Augen verschließen, um sie nicht zu sehen: warum aber wollten wir uns dem Hange überlassen, nur auf dem Schlechten an ihm unsern Blick ruhen zu lassen, ohne auf das Glänzende des geistigen Riesen zu merken. Wir werden uns doch nicht vor dem oft genug umsonst ausgetheilten Titel eines „Sachwalters des Satans“ fürchten, und uns lieber den Titel eines „Verklägers unsrer Brüder“ verdienen wollen? Sollte es denn wohl eben ein Beweis eines sehr hellen Kopfes, oder guten Herzens seyn, ohne Gründe anzunehmen, es wären auch diejenigen Handlungen Voltäre's, die wenigstens äußeres Lob verdienten, aus niedrigen Bewegungsgründen entstanden. Wenn in der Naturwissenschaft gesaget wird, der Mensch erkenne eigentlich nur sich, so könnte auch weiter gesaget werden, wer allenthalben nichts als Teufel siehet, ist selbst ein Teufel; wer von allen Handlungen

Anderer böse Ursachen annimmt, ist selbst eine schwarze Seele. Wenn der große Dichter so eifrig den unglücklichen Familien Calas und Sirven beystand, wenn hier auch nicht einmahl der Verdacht eines Eigennutzes wider ihn war: so dürften wir doch wohl eher Grund haben, anzunehmen, auch er sey bisweilen für die Sache der Menschheit aufgetreten. Zugegeben, daß er diese auch seiner eigenen Sicherheit wegen verfocht, daß ihn oft die giftigste Erbitterung wider die empörenden Bosheiten der Plagegeister des Menschengeschlechtes, und nicht blos reine Liebe zum Guten, aufgereget habe: so weis ja jeder, daß die moralischen Gesetze gewiß ungethan bleiben, bestimmte uns zu ihrer Erfüllung nur die reine Achtung für dieselben, und nicht unsre Leidenschaft, die allerdings nie eine vollkommen lautere Quelle des Handelns seyn kann.

Ob wir nicht die einander entgegen gesetzten Urtheile über Voltäre dadurch verstehen und verträglich machen könnten, wenn wir in ihm ein Muster der durch gute und böse Mittel aufs thätigste kultivirten Menschennatur, von den hervorragendsten bösartigen und gutartigen Anlagen, sähen. Seine großen Kräfte hatten gute und

böse Richtungen erhalten; Natur und Kunst mach-
ten ihn zum Dichter: durch die ununterbrochene
Uebung seines Dichtungsvermögens lebte er fast
ganz in der Welt der Einbildungen; aus dem
Menschenleben um sich machte er ein Drama, so
wie er selbiges für jede seiner Absichten und Lau-
nen brauchte; er selbst war sich ein Schauspieler,
oft gar der Held in seinem Drama; bald war
er ein Achill und bald ein Thersit, bald Dioge-
nes und bald Aristipp. Da er immer in einer
idealischen Welt schwebete, und doch auf ihn, den
Mann mit den offensten Sinnen und mit der
tödtlichsten Empfindlichkeit, die grobe Sinnenwelt
ohne Schonung eindrang, ihn nur selten in Pa-
radiese, sondern sehr oft in brennenden Sand
und in Dornengebüsche hinwarf; da er mit die-
sen Welten, die doch nur eine Zwitterwelt aus-
machen, sich amalgamirte, halb thätig, halb lei-
dend war, so müßte man ein schlechter Men-
schenkenner seyn, ihn für ganz gut oder böse,
für ganz nützlich oder schädlich, sein langes Leben
hindurch, zu halten: er war in diesem Zeittheil-
chen gut oder nützlich, und in dem nächsten, böse
oder schädlich. Er war, wenn je ein solcher

Mann gelebet hat, der Herr und Sklave jedes Augenblickes.

Von der Dauer der herrschenden Neigung.

Die herrschende Neigung hilft vorzüglich den Charakter des Menschen bilden, und sie ist das Facit seines ganzen Wesens; wir verlieren sie nicht eher, als bis alle unsre Bestimmungen verändert worden sind. Wie die Natur mit uns angefangen hat, so fährt sie auch fort; die so tief angelegte herrschende Neigung wird durch die ungewohntesten Lagen, auch durch die schwersten, nur vorübergehenden Krankheiten, nicht vertilget, obgleich eine Zeit lang unthätig gemacht, und scheinet nur mit der gänzlichen Auflösung unsrer Natur aufzuhören. Wir sehen auffahrende harte Menschen, oft einige Jahre vor ihrem Tode, wenn ihre Gesundheit noch fest zu seyn scheinet, obgleich wider ihr Leben schon entschieden ist, sanft und gütig werden; es muß uns daher eine gänzliche Veränderung der Neigungen eines Menschen, wenn allein von seiner Natur diese Um-

kehrung abhängt, die längere Dauer seines Lebens zweifelhaft machen. Der Kaiser Joseph 2 scheinet vor seinem Tode alle seine durch den Ehrgeitz, und durch die Sucht, den großen Friedrich, die Glorie der Thronen, nachzuahmen, diktirte Plane aufgegeben zu haben. Die herrschende Neigung des Stolzes in Friedrich wurde in Joseph eine unversiegbare Quelle des Elendes. Friedrich verstand die Kunst, alle seine Neigungen und Fähigkeiten, auch alle Umstände, über welche nur irgend Menschenkräfte gebieten konnten, in ein System zu bringen und sie zu Mitteln seiner herrschenden Neigung (der größte aller Könige zu seyn,) zu machen; dafür kultivirte er unablässig seinen Geist, schuf sich eine furchtbare Macht, häufte Schätze an, erhob sich zum hohen Priester der Gerechtigkeit und zu ihrem Vertheidiger in seinem Lande, beförderte den Wohlstand seines Volkes, war streng und liebreich, auch da oft, wo man das Gegentheil erwartet hatte, war unerklärbar in seinen Launen und ließ die Welt in Ungewißheit, ob er mehr zu fürchten oder zu lieben sey. Joseph verstand weniger die Kunstregeln, nach Principen zu denken und zu handeln; faßte er auch ein Princip auf, so wendete er

selbst

selbiges doch nicht gehörig an, verfuhr inconsequent, hatte den Gedanken der Einheit seiner so verschiedenartigen Völker aufgefasset, die zu ihrem Heile eingeführet werden sollte, setzte sie aber nicht in den Geist gerechter, allgemeingültiger Gesetze, (die an verschiedenen Orten auch durch verschiedene Formeln ausgedruckt bleiben mögen,) sondern in die Gleichförmigkeit eines zufälligen Aeußern, die er durch die Abschaffung uralter, gleichgültiger Gewohnheiten bis auf die Nationalkleidungen, zu gründen gedachte. An diesen hingen die Völker beynahe fester als an ihrem Golde, und empörten sich hin und wieder gegen ihren Monarchen, der endlich gar durch Willkühr die Gerechtigkeit einführen und erhalten wollte, und durch den Eifer für Gerechtigkeit sich zu Ungerechtigkeiten verleiten ließ. Durch die schlechte Wahl der Mittel zur Befriedigung seiner herrschenden Neigung und durch die Unfähigkeit, selbst die guten Mittel, denn bey ihm zerstörten sie sich oft unter einander, in ein vollkommenes System zu ordnen; durch die Vernachläßigung, die Menschen in sein Interesse zu ziehen, daß sie für ihn thätig würden, oder doch sich ihm nicht widersetzten, zerstörte er selbst seine

wohlgemeinten Plane, sah mit Kränkung das was er erbauet hatte zertrümmert, und von allen Seiten offenbare und tückisch heimliche Feinde wider sich aufstehn, die ihm die gehofften Tage der Ehre und des Genusses eines ihn beglückenden Volkes zu Tagen der Schmach und des tödtenden Grames machten. Durch die Zerrüttung seines dem Grabe zueilenden Körpers, erstarb auch seine herrschende Neigung; sein ihn hoch empor tragender Ehrgeitz verließ ihn als einen Raub sklavischen Aberglaubens. Freylich kommt es bey der herrschenden Neigung auch darauf viel an, ob sie die Totalsumme aller vereinigten physischen und geistigen Anlagen des Menschen, und schon durch die ersten Eindrücke der Dinge auf den werdenden Menschen entwickelt und befestiget worden sey. Unter diesen Bedingungen werden wir sie wohl eben so wenig, als das wahre Genie, welches, wenn es gleichsam verflossen mit unserm Daseyn ist, durch keine Zufälle verwüstet werden kann, verlieren. Ein Mann von echt philosophischem Geiste ist zur Philosophie durch die Natur bestimmet, und durch eine rechte Methode ausgebildet worden; ein solches Talent wird nur zugleich mit allen Lebenskräften vertilget.

Bey dem wahren Philosophen sind alle Kräfte in so vollkommenem Verhältnisse, daß durch die eine alle andere erhalten und vermehret werden, und sie immer wie eine Kraft nur zu einem Zwecke wirken können. Mit Freyheit zeichnet der Philosoph seinen Kräften ihre Thätigkeit vor, weder Einbildungskraft noch Herz reißen ihn wider seinen Willen mit sich fort; sie thun nichts ohne die gebietende Vernunft; er ist auf sich aufmerksam, auf alle seine Veränderungen, aber nur so lange er will; es können also wohl seine Kräfte, da er nicht alle Augenblicke ganz Philosoph und guter Haushalter derselben ist, abnehmen, schwerlich aber wird man auch unter den bejahrtesten Philosophen irgend wen uns zeigen können, der ganz verdummt und kindisch, oder gar verrückt geworden wäre; er behält bey der größten Altersschwäche, doch immer wenigstens seine Besonnenheit. Andere große Gelehrte, geistreiche Dichter, besonders Romanenschreiber, haben sich viel leichter, bis zur entschiedensten Tollheit, aufgerieben; diesen fehlte es an der Harmonie ihrer Kräfte, die der Tyranney der Phantasie unterlagen. Von alten Koketten und Schmeichlern, welche bis an den letzten Lebens-

hauch ihre Neigung nicht verloren; von Koketten welche auf dem Todbette den Beichtvater in einem verführerischen Anzuge empfingen und in ihrem letzten Willen noch verordneten, im Sarge geschmücket zu werden; von Schmeichlern, welche sterbend noch Süßigkeiten vorsagten und logen, möchten doch nicht blos die Dichter zu erzählen wissen.

Von der Wirksamkeit der herrschenden Neigung.

Die herrschende Neigung treibet die Kräfte des Erkennens und Handelns auf einen Punkt, und gibt selbigen eine gewaltsame Wirksamkeit. Wir bewundern mit Unrecht die Erfindungskraft mancher Spitzbuben, und anderer von Noth niedergedrückten Menschen: um ihr Begehren auszuführen, boten sie mit einer Art von unnatürlicher Wuth alle ihre Kräfte auf, denn es ist unmöglich, daß sie ihr ganzes Leben mit solcher Energie des Genies hätten handeln können. In den durch ihre Befreyung aus dem Kerker berühmt gewordenen Gefangenen, wurde jede Gei-

stesfraft in einer Vorstellung concentrirt; sie waren von der Welt abgeschnitten, nichts zerstreuete ihre Aufmerksamkeit, sie dachten sich nichts als das Bild ihrer Rettung: alle Fähigkeiten eines solchen auf das Aeußerste gebrachten, in seiner Höhle vergrabenen Menschen, verwandelte sich in einen thierischen Instinkt, der, wenn man einmahl zu erstaunen Lust hätte, für uns erstaunlichere Dinge als der menschliche Verstand hervorbringt, dem wir alles so gut nachrechnen können. Wollte man diese Erfinder noch vornehmer machen, so dürfte man sagen, es leitete sie eine Inspiration. Gewöhnlich waren diese Menschen im alltägigen Verkehre fast gemeine Wesen; verschwunden war hier der wunderbar leitende Instinkt, und noch mehr, die weit wunderbarere Inspiration; sie verstanden es oft nicht, sich aus den kleinsten Verlegenheiten zu ziehen. Beynahe sollte man denken, es würden diejenigen Menschen, die in einem besondern Falle sich so außerordentlich benommen haben, nicht in alle Lagen passen, und nicht mehr allgemeine Brauchbarkeit besitzen, als die Thiere mit dem hervorragendsten Kunsttriebe, der nur auf einen Ort der Welt hingehört. Von manchen so gar in

der Geschichte unvergeßlich gemachten Spitzbuben, bemerken wir ein instinktartiges Betragen, sie hatten nur eine Vorstellung, den Betrug, oder die Befriedigung irgend eines andern Gelüstens, wozu sie durch jede Empfindung, jeden Gedanken, ihre Fähigkeit ausbildeten.

Da die herrschende Neigung alle Vermögen concentrirt, und uns gewaltig mit sich fortreißet, so wird sie bey dem Mangel der Vernunft, des Geschmackes und der Klugheit eine Fieberhitze, endlich gar eine Tollheit, und reibet den Menschen auf, der als vernünftiges Wesen nur durch Besonnenheit und Obermacht über seine Neigungen bestehen kann. Alle große Männer, nicht blos die Geschäftsmänner, gingen auf einen Punkt zu; in ihrem Lebensdrama, da in jedem Augenblicke ein neues Ding sie lockte, war doch ein ungetheiltes Interesse. Wer ein getheiltes Interesse verfolget, zertheilet seine Macht, wird ohnmächtig und muß klein bleiben; er will vielen gegen einander feindseligen Herren zu gleicher Zeit dienen, doch macht er sich allen unbrauchbar und verhaßt. Daher sehen wir zahllose Fragmente von Menschen, welche ihre Zwecke nicht zu subordiniren verstehen, und schon durch das Wollen

einer Sache die Erlangung der andern unmöglich machen. Wenn ein Fürst, der die personificirte Gerechtigkeit, die Seele seines Volkes ist, sich von arglistigen Menschen überreden lässet, es sey Gott wohlgefällig, dem Rufe der Güte allein und der Nützlichkeit Gehör zu geben, durch Machtsprüche die ernste Gerechtigkeit lieblicher zu machen, den Strafgesetzen durch Begnadigung towesiverther, doch mitleiderregender Verbrecher die Unerbittlichkeit abzugewöhnen; wenn er für die Ermordung der innern edelsten Menschheit sich durch den schimpflichen Beynamen des Gütigen belohnen läßt; wenn er als die Quelle aller Bürgerthätigkeit, die Rolle eines Karthäusers spielte, so wirft er selbst sein strahlendes Fürstendiadem weg. Ein popularer Staatsmann, in dem aber kein kleinlicher Krämersinn wohnen muß, mache sich nur nicht zu einem auf allen Seiten kargenden Oekonomen; ein Gelehrter setze keine Ehre darin, ein Stutzer zu werden. Hätten wir auch viele Zwecke, so müssen wir sie doch in eine Einheit bringen; wir dürfen die Ehre nicht des Geldes, noch einer andern Neigung wegen, aufgeben; beide, wenn wir die eine zum Zwecke der andern erheben, vertragen sich wohl mit einan-

der: nur die Trägheit und Unfähigkeit entschuldiget sich, sie könne das hohe Gut der Ehre nicht bey dem Streben nach Eigenthume behaupten. Die erworbene Ehre hilft dem Thätigen und Geschickten bey der Erwerbung seines Eigenthumes, und durch diese wieder seine Ehre vergrößern, daß sich beyde wechselseitig dienen. Der vollkommene Mensch befriediget alle Ansprüche seiner gebildeten Natur, für ihn ist im Universum nichts umsonst da; alles half zu der Erhöhung des mit allen Wesen auf derselben Fläche stehenden Menschen; jetzt entziehet sich auf seinem Standpunkte nichts seiner Herrschaft; ohne sein Gebot dürfen sich keine Wesen unter einander anfeinden, noch sich gegen ihn auflehnen; er macht die Wildniß seiner Neigungen, welche wie Raubthiere den weichlichen Thoren zerreißen, der aus den Anlagen zu Paradiesen einen Acheron sich zusammensetzet, zu gewaltigen Vollstreckern seines Willens und zu leitenden Engeln auf dem Wege zur Gottheit.

Jeder Mensch recht erkannt, ist ein gemeiner Mensch.

Kein Ereigniß in der Welt ist außerordentlich; alle Dinge entstehen durch eine und eben dieselbe Natur, sind nach unveränderlichen Regeln aufgestellet; niemand ist einen Augenblick wunderbar, obgleich er unsre Aufmerksamkeit durch ungewöhnliche Handlungen erschüttert, deren Ursprung und Richtung wir nicht errathen, und die, bis weit außer unserm Horizonte, ihre Wirkungen ausdehnen. Der nach nothwendigen Gesetzen betrachtete Mensch, ist weder absolut groß noch klein; er ist vor der blos erkennenden Vernunft keinem Dinge in der Welt vorzuziehen; er ist nicht edler als jedes andre Wesen: betrachten wir ihn als Mittel für unsre Zwecke, erkennen wir die Nothwendigkeit seines Daseyns, um uns zu Menschen auszubilden, ist ohne ihn keine äußere Gesellschaft, keine Moralität und Religion möglich, dann geben wir ihm Wichtigkeit; und sehen wir gar, er sey für uns das wichtigste aller Wesen, so müssen wir ihn als die Krone der Schöpfung betrachten. Der einzelne Mensch wird, je mächtiger sein Einfluß auf uns erschei-

net, je überlegener seine Kräfte Andern sind, oder von uns vermuthet werden, größer als seine Mitmenschen genannt; an sich ist er weder groß noch klein. In einer Verbindung mit den Dingen und Menschen, möchte wohl jeder Mensch originell seyn, und alle Menschen, wenigstens in einem Stücke, übertreffen. Derjenige ist der Größte, der allen seinen Dingen die vollkommenste Form, welcher er bedarf, geben kann; dieser ist der wahre König der Menschen, auch der Welt; die Wahrheit selbst setzet ihn unter die Götter der Erde, vor dem sich die in dem Chaos der Schmeicheley oder des Betruges ausgebrüteten so genannten Erdegötter demüthigen müssen. Für jeden ist Materie da, ein großer Mann in seiner Art zu werden; es gibt eben so viele Arten der Menschengröße, als es Menschen gibt; zu jeder Bestimmung des Menschen gehöret eine besondere Größe. Der große Mann muß in allen Umständen seine Herrscherstellung behaupten; er muß sich durch keine Gewalt mißhandeln lassen; hätte er dieser auch keine größere Kräfte entgegen zu stellen, so muß sie doch für ihn wenigstens unwirksam werden, oder er muß die Kunst verstehen, sie mit einer unüberwindli-

chen Macht in Collision zu gerathen. Der große Mann suchet daher, sich weder mit Menschen noch mit Dingen, des bloßen Genusses wegen, zu befreunden; oder er macht sich keine nur irgend entbehrliche Bedürfnisse, wohl wissend, daß jede derselben, früh oder spät, sein Tyrann werden muß, der ihn auf eine Weile unvermeidlich zu einem niedrigen Menschen macht. Verläugnen müssen wir uns, um keine Sklavenfesseln zu tragen; wir müssen uns an die Natur halten, die so wenig begehret, und müssen die unverschämten Forderungen der Phantasie, die unersättlicher als die Hölle ist, abweisen. Jeder Mensch kann der größte und auch der kleinste aller Menschen werden, wenn er an die vollkommen rechte oder vollkommen unrechte Stelle gesetzet wird, und wenn die Umstände ihm entweder vollkommen günstig, oder vollkommen ungünstig sind; vorzüglich, wenn er sie zu benutzen verstehet, oder zu benutzen nicht verstehet. Auf dieses Benutzen der Umstände kommt es bey dem Hervorbringen eines großen Mannes das meiste an; ohne seine Selbstthätigkeit könnte auch eine Gottheit ihn nicht groß machen; er muß sich der von ihr angebotenen Mittel zu bedienen verstehen; er muß

aus allem alles für seine Zwecke machen können; ihm kann nirgends die Natur unfruchtbar und ganz widerspänstig seyn. Jeder ist nur auf eine Art ganz Mensch, und ist er alles was er seyn kann, so ist er ganz groß; hat er aber keine seiner Anlagen entwickelt, so ist er ganz klein.

Unser Zeitalter ist von dem Eigendünkel und von der in der fernsten Vergangenheit schwelgenden Phantasie mit Unrecht verschrieen worden, es sey so unfruchtbar an großen Männern. Schon Homer und tausend Jahre nach ihm Ossian sehen mit Sehnsucht in die Zeit großer Männer, deren Nachkommen so kleine Menschen sind, zurück. Dem kraftvollen Jünglinge scheinet die Welt jugendlich und kraftvoll zu seyn; sie wird allmählig mit ihm alt und kraftlos. Der Eigendünkel, der so leicht in Hochmuth ausartet, muß natürlich alle Menschen als klein gegen sich erblicken; ja gar die Natur scheinet ihm erschöpfet zu seyn. Dieser wird es nie an Stoff zu großen Männern gebrechen, nur wird es immer schwerer, in dem Heere großer Männer hervorzuragen; fast auf allen Ehrenplätzen stehet die Bildsäule eines Heros; wer sich neben sie stellet,

wird nicht leicht bemerket. Die Vorwelt hat uns nicht unsrer Größe, sondern nur unsers Ruhmes beraubet, und forderte von ihren Heroen weniger als wir von den unsrigen.

Ueber die Dauer des Schriftstellerruhmes.

Ein geistreicher Schriftsteller, der seinen Ruhm, schon lange vor dem zeitlichen Tode, so warnend, mit Verrückung aus Hochmuth, bezahlete, sagte in den glänzenden Tagen seiner Autorehre, die jetzt auch schon allmählig dunkler wird, jeder Schriftsteller hoffe auf Unsterblichkeit; man sollte nur jeden auf sein zartes Gewissen fragen, von welchen Schriften er glaube, daß sie bis an das Ende der Tage dauern müßten, und jeder würde die seinigen nennen. Wer ein solches Urtheil über alle Schriftsteller aussprechen konnte, maßte wohl selbst sich unsterblichen Autorruhm an, hatte gewiß unter seinen Menschen einen auffallenden Mangel an richtiger Erkenntniß ihrer selbst, und der Dinge um sie her, bemerket, und unter den ephemerischen Skribenten auch die stupidesten Wesen angetroffen, welche so gar gegen die Vor-

nenpeitsche der Erfahrung fühllos blieben, und nicht einmahl an den durch Menschen und Zeit täglich geschehenen Hinrichtungen der Mitskribenten ein Exempel nahmen.

Wer einen Tempel dem Jupiter erbauet hatte, war doch nicht zu anmassend, wenn er hoffte, es werde der Schutzgeist des Gebäudes, der Herrscher über die Götter und Menschen, und also auch über Erdbeben, Fluthen, Feuer und Stürme, die neidischen und schadenfrohen Kraftäußerungen Neptuns, Vulkans und des Aeolus, die oft aus langer Weile den Stolz menschlicher Werke demüthigen, zurückhalten, und auch nicht mit eigenen Blitzen seine Wohnung zerstören. Der Baumeister seufzte, wenn er voraussah, daß da, wo jetzt das Monument seines Ruhmes prangte, einst Sumpfvögel nisten, oder Rehe weiden könnten. Selbst der Erbauer der ägyptischen Piramiden, der Ideale dauerhafter Menschenwerke, welche selbst von einem vielleicht niemahls regnigen Himmel vor dem Untergang geschützet werden, und den Muthwillen und Zorn verderbender Götter verhöhnen, mußte doch voraussehen, daß die alles zerstäubende Zeit, durch ihre stumm und unaufhaltsam fortströhmenden Jahr-

tausende, die sich über Meere, Gebirge und Wundergebäude wegwälzen, aus den Meeren Gebirge und aus den Gebirgen Meere machen, sogar die Stelle der Piramiden, nebst allen Namen der anspruchsvollen Baumeister aus dem Gedächtnisse der Menschen vertilgen wird. Die Zeit erzeugte den Olymp, den Orkus und alle darin wohnenden Götter, und löset sie auch wieder wie Traumbilder auf; wir sehen nur eine Spanne von der unermeßlichen zurückgelegten Zeitbahn, und schon liegen auf ihr Weltentrümmer, wovon uns kein Laut übrig geblieben ist. Dennoch hoffet der Schriftsteller, es könne sein so leicht zerstörbares Blatt, nicht blos länger als die Piramiden dauern, sondern gar so alt wie die Zeit selbst werden.

Was berechtiget den Schriftsteller zu dem Anspruche auf Unsterblichkeit seines Ruhmes? Griechische und römische Werke stehen mit unverminderter Jugendkraft, seit zwanzig bis dreyßig Jahrhunderten vor unsern Augen da: durch diese edeln Muster der Darstellung geleitet und gestärket, arbeiten wir, voll Glauben an den großen Geist des Alterthumes, uns zur Humanität empor. Wären die Werke des Alterthumes

blos Werke der Vernunft, sie hätten schon längst untergehen müssen; sie leben fort, denn sie sind auch Werke des Geschmackes. Was aus der Vernunft des Einen entstanden ist, das kann auch aus der Vernunft aller entstehen; der Zweyte, der durch eigene Kraft einen Vernunftgedanken gleich vollständig denket, oder auch nur gehörig nachspricht, hat für den Dritten eben so gut wie der Erste gesprochen, der jetzt schon leichter vergessen wird, wenn sein Nachfolger den Gedanken mehr mit andern Gedanken verbindet, vollendeter und fruchtbarer vorträgt, und glücklicher mit seinen Folgerungen und Anwendungen auf das gemeine Wesen benutzet. Die Sachen in den Werken bloßer Vernunft sind alles; die Person, durch welche sie zu Stande gebracht werden, kann dieselben weder besser noch schlechter machen: der Name des Erfinders einer Wahrheit thut zu ihrer Größe nichts hinzu; er werde vergessen, so bleibet doch das Menschengeschlecht im Besitze und Genusse der Entdeckung. Wenn wir vom Euklid, Baco, Leibnitz, Neuton rc. sagen, sie hätten sich unsterblich gemacht, so könnte jeder gemeiner Mensch wohl fragen, wie man das wissen könne, da wir doch noch nicht die Ewigkeit

durch-

durchlebet hätten. Bis jetzt sind diese großen Menschen noch nicht im Gedächtnisse der Welt gestorben; welcher Allwissende aber und Wahrhaftige verbürget es uns, daß ihre Namen noch bis auf das letzte Menschengeschlecht reichen werden. Ob dieses ihre Schriften noch lesen möchte, beantworten wir vielleicht richtig aus demjenigen, was bereits geschehen ist. Tausende sind in die Fußstapfen ihrer von Natur und Umständen begünstigten Vorgänger getreten, und haben diese nicht allein eingehohlet, sondern sind ihnen sogar zuvorgekommen, obgleich, wie wir das willig einräumen wollen, mit weit kleinerm Vermögen des Geistes. Jene Halbgötter, wenn wir auch nur mit einem Blicke auf das sehen, was der Haufe der Erdensöhne aus den bescherten Werken gemacht hat, konnten nicht alles vollenden; auch sie hatten den Stoff für ihren schöpferischen Geist aus den, durch bessere Bearbeitung jetzt fast durchweg in Vergessenheit gebrachten, Vorgängern genommen, formeten denselben oft nur um, machten nach der erlerneten Analogie nur neue Entwürfe, und überließen die Ausführung den Nachkommen. Preis und Dank wollen wir den großen Helden der Vernunft darbringen; sie

haben uns zu dem, was wir jetzt sind, gemacht; ohne sie wären wir noch traurigere Sklaven der Natur und unsrer selbst: doch hätten wir keine Selbstthätigkeit angewendet, wir besäßen ein noch weit kleineres Maß von Würde; auch uns dürfen wir etwas Dankenswerthes zurechnen. Nur das Vernunftvermögen, nebst seinen von Menschengeschlecht zu Menschengeschlecht fortgeerbten Produkten, ist unsterblich; der Repräsentant der Vernunft ist, wie sein Leib, sterblich; seine Stimme verhallet; die jetzigen Menschen hören nur auf den Zeitgenossen, welcher vor ihren Ohren spricht; er wiederhohlet nur das eben von Andern Gehörte, er spricht uns aber näher, und vielleicht deutlicher. Wie groß ist denn die Gemeine, vor der ein Sprecher sich Ruhm erringen will; es können viele äußere, und doch wenige innere Ohren da seyn; vielleicht heften die Zuhörer wohl auf ihren Redner den Blick, merken aber auf seine Worte nicht, oder verstehen ihn nicht. Für solche ist er so gut wie gar nicht da; und ließen sie auch seinen Namen von ausgelerneten Staaren sich ganze Tage lang vorrufen; auch diesen Namen vergißt man endlich. Oft wird sein Ruhm noch früher als sein Leib auf-

gelöset; und was hat dieser lebendig Todte nun für sein Galeerenleben, wenn er keinen edlern Zweck seines Ruderns in Bibliotheken, als den leidigen Autorruhm, sich vorgesetzet hatte. Er tröste sich am Ende seiner Tage, nöthigen Falles, mit dem Gedanken, die Masse der Wahrheit und damit, möglicher Weise, auch des Guten, vermehret zu haben: immerhin mögen Andere den ihm, als dem Lieblinge der Wissenschaft, zukommenden Strahlenkranz vom Haupte nehmen und sich damit putzen; auch sie nehmen selbigen in die Ewigkeit nicht mit; er wird wie ein Fürstendiadem immer weiter fortgeerbet. Und wenn der Mann der Vernunft seine Kraft und muthvolle Heiterkeit verlieret, wenn man ihn nicht blos vergißt, sondern auch seine redlichen Absichten verkennet, ihn anfeindet, verlästert und verachtet, kann ihn wohl die Aussicht trösten, es werde künftig vielleicht doch noch Einmal sein Name von jemand, der voll Laune im Staube der Bibliotheken wühlet, gelesen werden? Die berühmtesten Männer, welche sogar Epoche in den Disciplinen gemacht haben, werden dereinst nur noch von demjenigen gekannt und seiner Mitwelt, etwa zwölf Lesern, ins Gedächtniß gebracht wer-

den, der die Geschichte einer Disciplin zu schreiben unternimmt, den Fortgang derselben, vom dürftigsten ersten Versuche an, bis zu der letzten sehr selten gewordenen Prachtausgabe, verfolget, und die wohlthätigen Seelen namentlich aufführet, welche in diese Kollekte ihr Scherflein geworfen haben, ohne daß die Linke wußte, was die Rechte that.

Das Glück entscheidet mehr über die Größe und Dauer des Autorruhmes, als das Verdienst. Wer vermöchte denn wohl alle die blinden Zufälle, die wunderbaren Launen in Begünstigung der Menschenhandlungen und die mancherley losen Mittel herzurechnen, wodurch der Name eines Schriftstellers über viele seiner Mitbrüder empor gehoben werden kann. Oft hat sich schon jemand des höchsten Ruhmes der Meisterschaft in einer Disciplin bemächtiget, hat so sehr die Augen seiner Beurtheiler verblendet, daß wohl diejenigen, die ihn übertreffen, aus Partheylichkeit nicht einmal genennet werden. Doch jede Umnebelung des Verstandes verschwindet; die falschen Urtheile werden von der Nachkommenschaft berichtiget, man entdecket die Mängel und Fehler der Götzen der Vorzeit, gedenket aber oft desjenigen nicht,

dessen Arbeiten das richtigere Urtheil ihnen vorbereitet haben. Auch das Glück wird von der Zeit besieget; sie macht die Namen aller Schriftsteller gleich und vertilget sie aus dem Gedächtnisse der Welt.

Die zahllosen Schriftsteller der Vergangenheit sind das Fußgestell, oder der Schutthaufe, auf dem die großen Genieen unsrer Tage hervorragen. Noch nie hat ein Erfinder in Wissenschaften auf dem bloßen Boden der Natur gestanden, so daß er nichts von seinen Vorgängern gelernet, sondern alles nur in sich aufgefunden und dadurch über alle seine Mitarbeiter hervorgeraget hätte. So gigantisch auch Newton unter den Physikern dastehet, er würde ohne Kepler und die Mathematiker vor ihm, nie zu der bewunderten Höhe sich empor gehoben haben. Wie viele berühmte Namen vor Newton müssen durch ihn in die Finsterniß der Vergessenheit verdränget werden; er macht ihre Arbeiten, wenn er sie übertrifft, überflüssig; die Welt schöpfet lieber aus dem gesündern und reichern Strome seiner Kenntnisse, oft vergessend, daß selbiger außer seiner eigenthümlichen Quelle doch nur die Sammlung der in unzähligen Ströhmen und Bächen

vereinigten Wasservorräthe sey. Auch der majestätische, angestaunte Strohm kommt nicht mehr unmittelbar in die alles verschlingende Tiefe der Ewigkeit; sein befruchtendes Gewässer wird in unzählige Kanäle vertheilet, und verlieret sich in der Folge ganz in andern Ströhmen, welche blos durch ihn jetzt stolz einherfließen, und auch nur mit ihren eigenen Namen genennet werden. Sobald alle die neuen Geistesäußerungen Newtons von andern Köpfen aufgenommen sind, vielleicht gar deutlicher, systematischer, anwendbarer und vermehrter vorgetragen werden, bis in Newtons eigenen Werken nichts Neues mehr gefunden wird, das nicht auch in jüngern Schriften, deren Verfasser immerhin nicht an des ausgezeichneten Weltlehrers Herrlichkeit reichen mögen, wenigstens vollkommener gesaget wird: dann nennet ihn künftig nicht sowohl der Mann der Wissenschaft als der Mann der Geschichte, und erstaunet über Ihn, den Großen, der solche Riesenschritte vor seinen Zeitgenossen nehmen konnte, da die neuern, doch nicht allemahl viel kleinern, Menschen fast nicht mehr von der Stelle sich zu bewegen vermögen, wenn sie von der Last der vor ihnen gemachten Erfindungen zu Boden gedrücket werden.

Wer jetzt eine Fahrt um die Erdkugel macht, und ruhete auf ihm auch der Geist Colons und Cooks zehnfach, würde doch mit aller seiner Kenntniß, Geschicklichkeit und Klugheit vielleicht auf keine von ihm zuerst entdeckte Insel treffen. Ehemahls konnte der übersichtigste Reisende mehr Neues in jedem Lande sehen, als jetzt der scharfsichtigste Einwohner. Käme Newton zu einem zweyten Lebenslaufe zurück, schwerlich würde der große Geist solche glänzende Spuren seines Daseyns, wie vor hundert Jahren, hier wieder zurück lassen. Wie wenig gesichert sind die Ansprüche genialischer Schriftsteller auf die Unsterblichkeit; schon die talentvollen Männer, wenn sie Ideen eines Genies weiter verfolgen, bringen selbige allmählig, so wie sich der Glanz der Neuheit und Bewunderung verlieret, aus dem Andenken der Welt. Noch viel leichter ist es, den nur talentvollen Schriftsteller, (an den gemeinen ist es an sich unmöglich länger als Augenblicke zu denken,) durch andere seines Gleichen, in die kalte, blos von dem neugierigen, rastlosen Antiquitätensammler besuchte Nacht abgeschiedenen Ruhmes zu verbannen.

Der Ruhm eines Schriftstellers gehet um

desto geschwinder unter, jemehr derselbe blos scholastisch und trocken schreibet. Wäre er auch der gründlichste Lehrer der Wissenschaft, er wird gewiß nicht so lange gelesen und genennet werden, als seine Schüler, welche ihm seine Kenntnisse vollkommen abgelernet haben, sie aber in der Sprache der Welt, mit dem Zauber der Kunst, vorzutragen verstehen. Eher macht die Form als die Materie den Meister unsterblich; dem gemeinen Kopfe scheinet die Form das wesenloseste zu seyn, und doch ist sie eben das, was der Materie Bedeutung, Leben und Werth gibt. Nur der Künstler wandelt im Lichte; die bloßen Scholastiker, obgleich sie, um jenen, der sie nie ohne Dankbarkeit nennen sollte, zu discipliniren, und zum Hervorbringen seines Stoffes, unentbehrlich sind, liegen in der Finsterniß gefesselt.

In der nietenreichen Lotterie der Unsterblichkeit für die Denkmahle der Geistesthätigkeiten, befanden sich nur zwey Gewinne: für Griechenland und für Rom. Für jenes fiel das weit größere Loos; seine Schülerin aber und Nebenbuhlerin, endlich gar Erbin und Räuberin, vergrößerte ihren Gewinn durch Abborgen, Beerben und Usurpation. Da wir nur über das Erkannte

urtheilen sollen, so reden wir bestimmter, daß auf dem ganzen über unserm Horizonte liegenden Gebiete der Zeit nur zwey Verbindungen der Umstände wahrgenommen werden, da der Ruhm der Geisteswerke zweyer Völker Jahrtausende hindurch gewähret hat. Hierzu hat die Vortrefflichkeit des Geschmackes in ihren Werken ohne Zweifel viel beygetragen; mit abgöttischer Verehrung betrachten wir noch die von keinem Volke der Erde erreichten idealischen Götter- und Heroenbildnisse, die Trümmer der Baukunst und die Ueberbleibsel ihrer Schriften: wir wollen aber kälter urtheilen, und nicht den Grund des Ruhmes der Alten blos in ihrem Geiste finden; vieles haben sie auch dem Gange der Kultur bey den Völkern der Nachwelt zu verdanken. Da die Griechen und Römer seit zweytausend Jahren so hervorragen, so ist es freylich nothwendig, daß dieses geschah; wir kennen aber diese Nothwendigkeit nur als eine Sache der Geschichte, nicht aber als eine Nothwendigkeit der Vorherberechnung: wir stellen uns vor, es hätte auch wohl eine andere Ordnung der Dinge möglich seyn können, und die Griechen und Römer gälten uns weniger, oder wären wohl ganz unter-

gegangen, so daß niemand mehr des Namens ihrer edeln Geister gedächte. Die geistreichsten und gebildetsten Menschen und Völker, sind entweder unmittelbare, oder wenigstens doch mittelbare Zöglinge der Alten; denn wenn wir in irgend einem Neuern ausgezeichnete Bildung antreffen, so ist diese ja kein Produkt der Natur, sondern der Disciplin des Geschmackes, der, selbst bey dem Nichtkenner der griechischen und römischen Sprache, doch auch durch die glücklichen Nachbildungen der Alten entwickelt wurde.

Wir müssen gerecht seyn, und hier der mächtigen Erhalterin der Alten gedenken: mit Dankbarkeit nennen wir die christliche Religion, die sich so gern, oft aber auch ungern, der griechischen und römischen Sprache, als nöthiger Werkzeuge zum Verstehen der heiligen Bücher, angenommen hat. Die Erbfeindin derjenigen Menschen, welche sich entweder dem Thierstande schon entzogen haben, oder doch immer mehr von selbigem sich zu entfernen bemühen, die Barbarey, die jeden kultivirten Menschen für einen ihr entlaufenen Unterthan ansiehet, den sie mit List oder Gewalt wieder in ihren Stall zurück zu jagen sich bemühet, hat an der christlichen Religion und an

den alten Schriftstellern die furchtbarsten Gegner, die nur je gegen Unvernunft und Sklaverey aufgestanden sind, gefunden. Die immer wachsame, arglistige und machtvolle Barbarey hat jede Gelegenheit zur Vertilgung des Christenthums und der Alten benutzet; wenn sie dieselben nicht mit Gewalt verdrängen konnte, so suchte sie sich mit ihnen zu coalisiren, damit aus der christlichen Religion ein Molochsdienst, und aus der klassischen Gelehrsamkeit eine geschmack- und sinnlose Wortkrämerey würde. Religion und Philologie wurden oft zu bloßen Formen der Barbarey gemacht; die Schulmänner, die, wenn sie Geschmack besitzen, die furchtbarsten Gegner der Barbarey sind, wurden oft hartnäckige Anhänger derselben, durch den Mangel aller Kenntniß der Zweckmäßigkeit des Erlerneten; sie machten aus ihren Schülern einen verstandeslosen, nachplaudernden Staaren- und Aelsternschwarm, aus den Klassikern Marterinstrumente, zu deren Vernichtung sich die den Folterkammern Entlaufenen bereitwillig finden ließen; und so hätten die Alten mit ihrem Ruhme leicht untergehen können. Der Vertilgungsversuche ungeachtet blieben doch einige Religionsbücher, welche von den durch Gott erleuchteten

Männern unmittelbar in der griechischen Sprache geschrieben seyn sollten, die Erhalterinnen der Sprache Platons; auch der öffentliche Gottesdienst wurde größten Theils in lateinischer Sprache gehalten: daher fühlten immer noch einige sich gedrungen, sie verstehen zu lernen; und so erhielt sich hin und wieder irgend ein kümmerlicher Lebenskeim der Alten. Wie viel haben diese dem Aberglauben zu verdanken; sie wurden da, wo sie für Gehülfen der Kirche galten, allmählig eine Herzenssache; die Liebe zu ihnen ist bey den meisten wie aus einer Bezauberung entstanden, und ist blind, und oft darum nur desto heftiger, man bewundert seine eigenen Phantasieen und Empfindungen, oder das, was man in die Alten hinein gebannet hatte; und um seine ruhmvollen Noten zu erhalten, erhält man zugleich den Ruhm des Textes.

Wir sind nicht sicher, ob nicht noch Ein Mahl die Zeiten Omars und des ihn weit übertreffenden Mannes, mit den Himmels- und Höllenschlüsseln, der alle Exemplare griechischer und römischer Schriftsteller so weit als sein Bannstrahl morden, versengen oder doch schimmern konnte, dem Feuer übergab, zum Verderben der

Humanität wiederkehren. Man verlasse sich nicht zu sehr auf die durch die Buchdruckerkunst über die Welt ausgesäete unendliche Menge der Autoren; sie sind jetzt wohl tausend Mahl schwerer auszurotten als vor vierhundert Jahren; könnten nicht aber viel tausend Mahl stärkere, alles durchwühlende Kräfte in Bewegung gesetzet werden, um alle edele Geisteswerke auszurotten. Der Anfang davon gelinget hier oder dort vortrefflich; und bey der ungeheuern Ueberlegenheit der Schaaren spürhündischer sprechender Geschöpfe über das kleine Häufchen derjenigen, welchen die fortgesetzte Geisteskultur ein unentbehrliches Bedürfniß ist, würde eine hartnäckige, Jahre lang fortgesetzte Jagd bald alles den willkührlichen, feigen Machtinhabern widerliche Gedruckte vertilgen. Schriftsteller, welche ihre Schuldigkeit thun, um die Alleinherrschaft Gottes unter die Menschen einzuführen, haben die Unwissenheit, Dummheit, Sklaverey und Bosheit zu Todfeindinnen, und müssen, nähme die Anzahl schöner Herzen auch täglich zu, heute schon befürchten, daß die eines langen Lebens würdigsten Werke, wenn nicht das Auge der Klugheit über ihrer Verfertigung

sorgfältig gewacht hat, gewaltsam untergehen könnten.

Ob wohl eine von den jetzt lebenden Sprachen eine gelehrte werden wird? Diese Frage wird von den meisten echten Kennern der alten Schriftsteller Griechenlands und Roms schon längst verneinet, hingegen von den Bewunderern neuerer Nationen bejahet. Nur die Erfahrung kann erst in den künftigen Jahrhunderten entscheiden, was aus irgend einer der jetzigen Sprachen geworden sey. Die Aussprüche über den Werth oder Unwerth der neuern Klassiker zu wiederhohlen, an ihnen die ältern und an diesen jene zu messen, sie auf ein neues Lanzenstechen zusammenzurufen, und eine zweyte Bücherschlacht zu commandiren, würde nur Ekel erregen. Daß die Alten nicht ihr bloßer Werth von dem Untergange gerettet hat, sondern daß sie durch außerordentliche, von keinem menschlichen Geiste vorher zu berechnende Verknüpfungen der Begebenheiten bis auf uns gekommen sind, wissen wir ja: was für oder wider unsre Sprache geschehen wird, mögen wir uns durch die Einsicht in die Analogie vorbuchstabiren, oder durch Muthmaßungen und Divinationsvermögen vorgaukeln. Nur

aus der Dämmerung des Vergangenen hat der Mensch das, was er von den wirklichen Dingen sagen kann, gesammelt; von dem, was selbige in der Zukunft seyn werden, weiß er nichts. Auch nach dem Aufhören der eigentlichen Griechen und Römer, waren ihre großen Musterwerke auf einer gewissen Höhe der Schönheit unverdrängbar stehen geblieben, vereinzelt mitten in einer Nacht der Barbarey, wo sie unverändert, wie unbewegliche Sterne des Firmaments, als Leiter der Geschmackswelt, glänzten. Paris, London, Berlin rc. sind von keiner finstern Barbarey umringt, worin der schwächste hinein fallende Strahl mit Pracht weit umher leuchtet, und desto auffallender wird, je mehr die Dunkelheit zunimmt. Der jetzige Deutsche und Franzose verstehen ihre vor zweyhundert Jahren verstorbenen Schriftsteller nicht durchweg ohne Schwierigkeit; so sehr hat sich ihre Sprache schon verändert. Warum sollte allein diese keine andre Gestalt bekommen, wenn Berge, Flüsse, Wälder rc. sich verändern? Niemand stehet uns dafür, ob die eleganteſten deutschen Autoren, noch nach Jahrhunderten, der möglichen neuen Sprachform wegen, dem neuen Deutschen lesbar scheinen werden, und ob er

nicht dieselben, wenn jüngere, vielleicht vollkommenere Werke vor ihm sind, gern vergisset. Vor hundert Jahren meinten einige, eben so gut wie vor funfzig oder zehn Jahren, unsre deutsche Sprache habe den höchsten Gipfel ihrer Vortrefflichkeit erreichet, und rühme sich vieler den Griechen gleicher, wenn nicht gar vorzuziehender Meisterwerke. Eine Sprache muß erst todt seyn, um mit ihren großen Repräsentanten unveränderlich und unsterblich zu werden.

Je mehr wir die Schriftstellerey betrachten, desto mehr verschwindet die Hoffnung, dadurch Unsterblichkeit zu erlangen. Schlechte Bücher sind schon todt geboren; diese gehören weniger zu den Geistesprodukten, als zu den natürlichen Absonderungen desselben. Ein ganz schlechtes Buch ist überflüssig, unnütz, voll Irrthümer, verdummend und unlogisch. Ein gutes Buch ist unentbehrlich, nützlich, belehrend, wahr und veredelnd. Alle diese Eigenschaften mag ein gutes Buch immerhin besitzen; so darf es nur von den darauf folgenden Büchern mit denselben Eigenschaften entbehrlich gemacht werden, und der Name seines Verfassers geht unter. Ueberdem ist aller Werth und Unwerth eines Menschenwer-

kes

kes relativ; selbst der Nutzen desselben, der von dem großen Haufen fast immer zuerst ausgefraget wird, ist nie allgemeingültig. Die für irgend jemand schädlichste Schrift hätte, in einer andern Verbindung gelesen, ihm nützlich werden können. Schon durch die Menge wohlgemeinter Ermahnungen werden viele gutgeartete Menschen stumpf, verwirrt, dumm und dem Guten abgeneigt gemacht. So gehet es manchen mit dem Lesen; ihnen hat die Menge nützlicher Bücher Unheil gebracht. Hätte der Lesende sich nur eine einzige Unart durch das gelesene Buch abgewöhnet, wie glücklich wäre er gewesen; er ging rasch zu einem andern fort, welches wieder einige seiner Fehler angriff: die erste angegriffene Unart aber war noch da, die andern aber blieben auch da, und so konnte der ganze Mensch durch die geistige ihn verstockende Erschütterung wohl noch schlimmer werden. Sollte es einem wackern Manne nicht schon genügen, wenn seine gute Schrift auch nur einige Tage unentbehrlich und nützlich ist, ohne daß er in ihr durch die ganze Zukunft zu glänzen begehrte. Jeder hält aus natürlicher Parteylichkeit seine Geisteskinder für stärker und schöner als sie wirklich sind; er siehet in ihnen

Weltreformatoren; und diese Gläubigkeit ist desto stärker, je kleiner in ihm das Vermögen zum Hervorbringen tauglicher Werke ist. Es mag ein anfeuernder Gedanke seyn, von seinem Dintenfasse her nemäische Löwen, und die Prokrustes und Skiron zu tödten, den Hirsch mit ehernen Füßen zu greifen, den himmeltragenden Atlas abzulösen, einen zweyten Triptolem und Bachus unter die Völker zu senden, auf einem Schilde das Meer zu beschiffen, und die ketzerischen, lästernden Stymphaliden auf immer stumm zu machen. Bisweilen wird auch aus langer Weile der Cerberus an das Licht geschleppet, der zum Glücke von selbst in den Orkus heulend zurück kriechet, doch vorher uns mit einem neuen Giftkraute beschenket. Nur ein Traum wagte es, die Macht eines Federkieles zu zeigen, durch welchen eine dreyfache Krone zum Wackeln gebracht wurde. Gedruckte Worte werden nur erst dann, wenn wir die geredeten verstehen, verstanden; sie werden uns dahin verhelfen, wohin uns unsre Noth hintreibt. Durch diese wird die Wirksamkeit der Ermahnungen verstärket; denn wo niemand Noth gefühlet hat, wird auch niemand die volle Würde einer philosophischen Gesinnung füh-

len; wer durch Vorschriften weise geworden ist, der hat auch das Bedürfniß gehabt, weise zu werden. Wir müssen unsern Schriften keine Wunderkräfte zutrauen; wir können keinem tödtlich Kranken sagen: Sey gesund! und nun wäre er auch gesund, blos durch unser Wort: eben so wenig machen allein unsre vortrefflichsten gedruckten Gedanken, ohne die mit Weisheit zu Hülfe genommene Natur, den Leser vortrefflich. Die richtigsten Rechnungen des Mechanikers ohne wirkliche Maschinen, setzen keinen Körper in Bewegung. Wir sind nahe dabey, von jedem Satze sagen zu können, ob er wahr oder falsch ist; vielleicht aber werden wir nie dahin kommen, von jeder unsrer Lebensregeln die Nützlichkeit und Schädlichkeit im wirklichen Leben vor der Ausübung zu beweisen. Bey den ernstlichsten Vorsätzen verfehlet so mancher Schriftsteller seinen Zweck, die Leser zu bessern; er arbeitet oft gerade wider die Besserung; seine Vorschriften, und wären sie in seinem Kopfe auch noch so bestimmt, bedürfen auf jeder Stelle im Leben einer andern Modification; sie werden daher so unbestimmt angewandt, verleiten zu Ausschweifungen auf beyden Seiten, und machen den Menschen

närrischer als er vorher war. In der Welt darf man nicht so wie in der Schule auftreten; die Welt ist weder ein Tanzboden noch eine Reitbahn: die meisten Schullehren sind rohe Speisen, und erwarten erst in der Welt Genießbarkeit. Wer in genau abgemessenen Tanzschritten auf der Straße und auf jeder Art des Bodens zu gehen gedächte, würde oft genug das Gleichgewicht verlieren, und von den Begegnenden verspottet werden: wir lernen tanzen, um natürlich, sicher und mit der größten Schonung unsrer Kräfte zu gehen; wir lernen reiten, um auch auf einem Stuhle mit Anstande sitzen zu können. Wäre hier der Ort, wie viel könnten wir über gut gemeinte Erziehungsmethoden reden, welche den Menschen aufs eifrigste bearbeiten, bis er aller gescheidten Erziehung unfähig wird. Das Ausbilden einiger Theile des innern Menschen ist oft nachtheiliger als die unverminderte Rohheit der Natur; die Erziehung treibet aus dem Zöglinge einen Teufel aus, der aber zu unverschämt und rachsüchtig ist, als daß er nicht mit zehn andern zurück kehren sollte, für welche von den zurückgebliebenen schon Wohnung bereitet war. Wo ist der entscheidende Grund über

ein an sich verständiges und mit Redlichkeit ausgearbeitetes Buch, wenn dasselbe zufälliger Weise Schaden angerichtet hätte, den Verfasser zu kränken und: Besser, daß er nie schriebe! auszurufen? Nicht blos über die Ehre, sondern auch über die Nützlichkeit der Schriftsteller entscheidet das Glück; auch sie sind seine Bälle.

Es bieten sich noch einige Betrachtungen an, wodurch wir unsre ungenügsamen Hoffnungen auf dauernden Autorruhm mäßigen können. Bücher gleichen den in jedem Jahre gewachsenen Früchten, Thieren u. s. w. Diese werden oft vor der völligen Reife schon verzehret, und nur wenige erreichen das nächste Jahr. Einige Gewächse werden entweder durch ihre natürliche Dauerhaftigkeit, oder durch den günstigen Ort und die Vermischung mit andern Dingen, auch durch menschliche Geschicklichkeit, bis auf die künftigen Jahrhunderte erhalten. Wir finden auch Versteinerungen von Früchten und Thieren, doch von vielen finden wir die Originale nicht mehr in unsrer jetzigen Welt. Griechische und römische Werke, (vielleicht entdecken wir dergleichen auch von andern Völkern,) liegen vor uns wie die aus Blumenbachs schon ganz untergegan-

gelter Schöpfung übrig gebliebenen Versteinerungen, die wohl so alt wie die jetzige Form der Erdkugel seyn mögen. Hat man doch schon sonst sehr anständig gefunden, die Bücher Geistesspeisen zu nennen; als solche würden sie entweder ganz oder doch größten Theils durch unsern innern Menschen nur durchgeführet; und niemand spräche weiter davon. Es wird die nie unterbrochene Erzeugung der Bücher wohl noch wünschenswerth bleiben; der brennende Hunger nach Neuheit fordert neue Bücher, neue Aufregung unsers Erkenntniß- und Begehrungsvermögens. Wer das alte Buch nicht mehr lesen, und auf sich wirken lassen mag, der dennoch die gleich guten und neuen Schriften lieset, darf wenigstens als ein Beförderer vielarmiger Industrie gepriesen werden und als ein thätiger Mensch, welcher seine Kultur von unversuchten Seiten erobern will.

Wo werden wir endlich für die sich täglich vermehrenden Büchersammlungen Räume auffinden? Rüstig wird in Krämerbuden, bis auf die Tabagien, an der Verminderung der Produkte ruhmsüchtiger Autoren gearbeitet; doch ist ihre äußere Vermehrung viel stärker, obgleich der gei-

ßig Verstorbenen immer mehr als der Gebornen sind. Bisweilen ist auch das Feuer einer blinden Gerechtigkeit und Natur thätig, die Kopf- und Handarbeiten schreibender Menschen zu vertilgen. Bis jetzt noch hat das „geitzige“ Meer nur selten Gelegenheit gehabt, Bücher zu verschlingen; auch die Zähne und Zangen gewisser Bewohner der Bibliotheken zeigen mehr guten Willen, als Kraft, für die neuesten Schriften Platz zu machen. Jedes Jahr bringet uns zahllose historische Schriften, voll Klätschereyen, Romanenstoff und Lügen. Alles was wir hören, auch das Schlechteste, kann freylich dem guten Kopfe und Sinne heilsam werden; wir dürfen dieses aber darum noch nicht für die Welt, wo es so wenig gute Köpfe und Sinnen gibt, abdrucken lassen. Wir erkennen keine Grenzen zwischen dem, was blos auffallendes Ereigniß, und was Weltbegebenheit ist: daß jede Begebenheit auf die künftige ganze Welt einen Einfluß haben muß, wird uns zwar von der Naturwissenschaft gelehret, doch können wir denselben von niemand anschauen lassen. Unersättlich ist unsre Neugierde, so lange uns noch alle Dinge interessiren; auch wir werden noch eine Weile am Meeresstrande Muschelschalen und

Steinchen sammeln, so lange sie nicht zu dicht bey einander liegen: endlich, wenn wir auf ganze Haufen derselben kommen, werfen wir alles Gesammelte weg.

Die Schriftsteller selbst sorgen dafür, sich unter einander aufzureiben, damit es im Tempel des Nachruhmes kein Gedränge gebe. Große Schriftsteller, oder doch solche, die sich für groß ansehen, wenn sie einen Bücherschrank voll geschrieben haben, maßen sich oft gegen das Ende ihres Lebens an, die ihnen kleiner dünkenden, mißfallenden Schriftsteller, wie ihre Untergebenen zu betrachten, und sie, nicht gebilligter Aeußerungen wegen, in besonders gedruckten Schriften abzustrafen, und durch Machtsprüche, welche oft an Furchtbarkeit den Kolofoniumblitzen gleichen, zu vernichten. Der bloße Zuschauer belustiget sich über die leeren Schulmeisterinnen, die wie Jupiters Zornblicke, den sündigen schriftstellerischen Erdkreis bedrohend, aussehen sollten, die den Frieden der Staats- und Theegesellschaften beschützen, oft die Dienste der H. Hermandad versehen, und diejenigen, die mit dreisten Blicken an jedem Ort eher, als nach den schützenden Flügeln des schon bei seinen Lebzeiten unsterblich

ge-

gewordenen Schriftstellers, hinschauen, in einen Himmel einer Inquisition abliefern. Möchten wir uns doch nur um das Buch, nicht um dessen Urheber, ob er selbiges mit einer Gans- oder Rabenfeder, in der Nachtmütze oder im Huthe, geschrieben hat, bekümmern. Menschen vergehen gemeiniglich eher als ihre Werke; diese, nicht jene, sollen wir richten: wer seine Krallen in den Menschen einschlägt, wird mit ihm zugleich in die Grube der Vergessenheit hinab gezogen werden. Das Laster, oder die schlimmen Anlagen in jedem Menschen, sollen wir bekämpfen, nicht die lasterhaften, doch ruhig sich verhaltenden Menschen, welche durch unberufene, unkluge Angriffe nur ärger werden. Wer die für ihn harmlosen, fehlenden Schriftsteller persönlich angreift, entehret sich durch selbstgemachte Schandflecken. Er rede uns nicht vor, er wolle nicht die Person, sondern nur ihre Sache angreifen: er schlägt aber auf den Rock, worin eben jetzt der Eigenthümer stecket, und schreit doch immer, er wolle nur den Rock ausstäuben. Eine solche Art der Belehrung und Besserung macht nur hart und rachsüchtig; wir wollen den nothgedrungenen Zuchtmeister zu den Persern führen, welche den leeren

Rock, die Sache, peitschen, und dadurch den zusehenden argen Besitzer desselben zur Verzweiflung, daß er sich bessert, bringen.

Viele Schriftsteller verlangen für ihre Werke nicht Ruhm, sondern Brod; doch wünschen sie sich dabey auch so viel Ruhm, als nöthig ist; um für ihre Werke immer Käufer zu finden. Ob diese Denkungsart so sehr tadelnswerth seyn mag; ob sie die bittere Vergleichung mit der Natur der Dächse, die zur Winterszeit, wenn sie rund um sich keine Nahrung finden, von dem eigenen Fette leben, verdienen? Der Skribent für Brod kann zugleich den edelsten Zweck, nebst der dauerndsten Autorehre, erreichen. Der rechtschaffene *Mann* wird nie seiner hohen Bestimmung, und drückte ihn auch der peinigendste Mangel, uneingedenk seyn; er büßet an seiner Seelenwürde nichts ein, und gäbe auch er selbst seine Schriften, wodurch er einer unverschuldeten, auf eine andere Art unabhelfbaren Noth wehren muß, und die etwa nur einen Sommertag durchleben, für Taglöhner-Arbeit aus. Bücher müssen ihren Verfassern zu vielerley dienen, zu Angelhaken, Netzen, Fallen; mancher macht seine Schriften ja zu seinen Hunden, welche er auf Freunde und Feinde hetzet.

Die bösartigen Skribenten gehören zu einer sehr schlimmen Thierart, welche die Individuen ihrer eigenen Art verzehret; sie fallen gerade die ihnen am ähnlichsten am ersten an. Der Theolog sucht nicht leicht den Rechtsgelehrten, noch dieser den Theologen zu beschädigen, wenn nicht zum Unglücke der Theolog ein Rechtsgelehrter, und dieser ein Theolog zu seyn sich anmaßt. Aber der Theolog greifet den Theologen, der Rechtsgelehrte den Rechtsgelehrten mit Wolfswuth an. Oft kommen Zeiten, da ganze Völker von der Religions- oder Staatswuth befallen werden; dann hält sich jeder für den Meister aller; alle toben wider Einen, und Einer tobet wider alle. Nicht blos Ein Mahl ist gesaget worden, es gebe unter den Verfertigern der papiernen Monumente der Menschheit nicht allein Tieger und Sharks, sondern auch Wanzen. So sinken, leider! auch zu den gefürchtetsten und widerlichsten Thierarten einige Wesen hinab, die sich zu Halbgöttern und Wohlthätern der Menschen bestimmten.







